

INHALT

| | | |
|----|--|---|
| 02 | Impressum | |
| 03 | Editorial | |
| 04 | Erinnerungsarbeit im BDP von Steffi Hoffmann | |
| 06 | Mein Besuch im KZ Dachau von Patrick Bauer | |
| 07 | Gedenkarbeit ohne die Unterstützung von Überlebenden und ZeitzeugInnen von Anita Wiersch | |
| 08 | 60. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Ravensbrück von Anita Wiersch | 16 |
| 10 | „Sie erzählte von sich, nicht von historischen Ereignissen“ Interview mit Loretta Walz | 18 |
| 13 | Fremde unter Fremden - ein Projekt des BDP von Reiner Hartel | 22 |
| 14 | „...Oh, Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen...“ von Steffi Hoffmann | 24 |
| | | 27 |
| | | 28 |
| | | 30 |
| | | 32 |
| | | 34 |
| | | 36 |
| | | 37 |
| | | 38 |
| | | 39 |
| | | Der Junge mit dem Papierflieger von Rudolf Berger |
| | | Die Erschießung im Eichwald Eine Spurensuche des BDP Main-Taunus |
| | | Arbeiten bei der Claims Conference von Tina Klug |
| | | Das KZ Neuengamme in Hamburg von Esther Philipps |
| | | „Euthanasie“ von Esther Philipps |
| | | Wie ich das Ende des Krieges erlebte |
| | | Vergessene Lager von Holger Köhn |
| | | „Als wären sie nicht gewesen“ von Frauke Grieme |
| | | Hyperlinks gegen Rechts von Reiner Hartel |
| | | Nachruf Frank Lehmann von Franz Urhahn |
| | | Nachruf Thomas Hülsner von Jutta Nelißen |
| | | Bücher |
| | | Adressen im BDP |

■■■ Impressum

Das Bundesinfo erscheint unregelmäßig alle zwei bis drei Monate.

Es dient der gegenseitigen Information über die BDP-Kinder- und Jugendarbeit in allen Bereichen.

Das Bundesinfo wird mit Mitteln des Bundesministeriums für Frauen, Senioren, Familie und Jugend (BMFSFJ) gefördert.

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht immer die Meinung der Redaktion wieder.

■■■ Weitere Exemplare können bestellt werden beim

Bund Deutscher PfadfinderInnen ■ Bundesverband ■ Baumweg 10 ■ 60316 Frankfurt ■ fon (069) 43 10 30 ■ fax (069) 4 05 95 95 ■ e-Mail: bundesverband@bdp.org

■■■ Verlag: Jugend und Politik, Frankfurt am Main

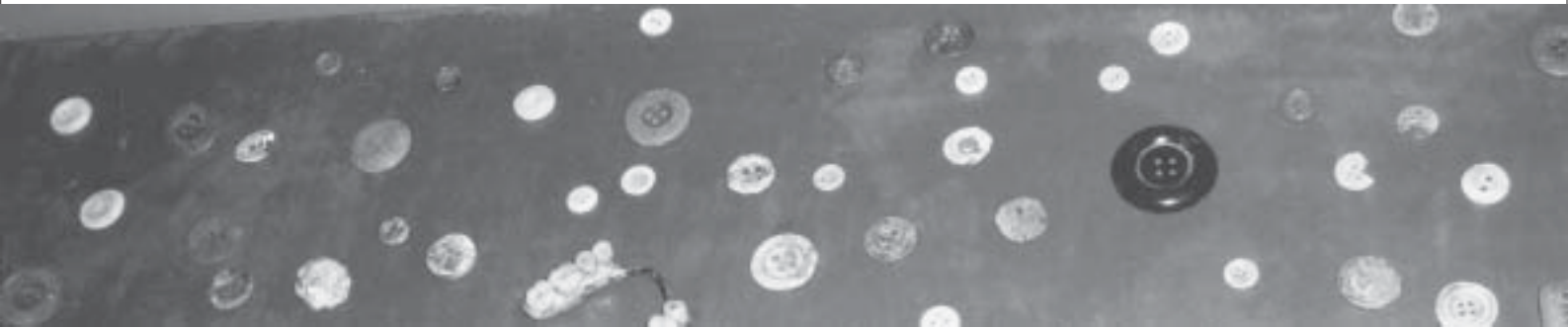
■■■ Herausgeber BDP Bundesverband

■■■ Redaktion: Jutta Nelißen, Margrit Bettner, Jan-Eric Hofmann

■■■ Gestaltung: Jutta Nelißen

■■■ Herzlichen Dank für die Mitarbeit an Steffi Hoffmann, Paddy Bauer, Anita Wiersch, Loretta Walz, Reiner Hartel, Rudolf Berger, Tanja Berger, Herbert Swoboda, Tina Klug,

⌘ Esther Philipps, Holger Köhn, Frauke Grieme, Franz Urhahn, Christiane Welling, Christiane Hülsner, Thomas Leiberger und Christian Hahn.



Aus einer Ausstellung in Auschwitz: Gebrauchsgegenstände ehemaliger Häftlinge

EDITORIAL

In der ersten Hälfte dieses Jahres wurde auf vielen Gedenkfeiern zum 60. Jahrestag der Opfer des Nationalsozialismus gedacht und die Befreiung gefeiert.

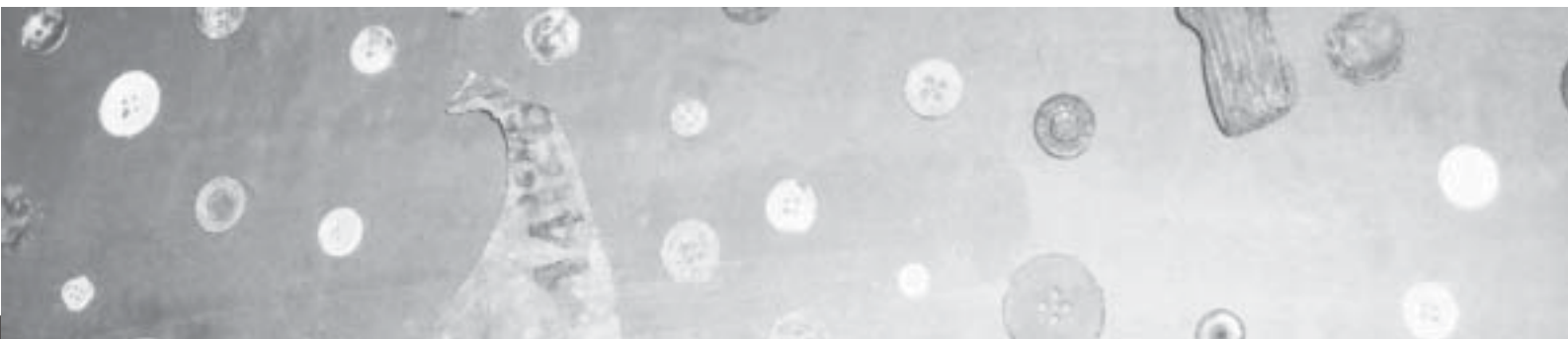
Auch im BDP war das Thema auf vielen Ebenen präsent. BDPlerInnen besuchten die Feiern in den Gedenkstätten der Konzentrationslager, Veranstaltungen zum Thema wurden organisiert und auch in aktuellen Projekten hat die Arbeit des BDP immer wieder mit den Geschehnissen vor 60 und mehr Jahren zu tun.

Gerade als Jugendverband stehen wir vor der Aufgabe, die Erinnerung wach zu halten und an junge Menschen zu vermitteln. Mehr noch als Schule haben wir die Möglichkeit, auf freiwilliger Basis für das Thema zu sensibilisieren.


Im Moment stehen uns dabei noch die unermüdlich Aufklärungsarbeit leistenden ZeitzeugInnen zur Seite, die die unmittelbarste Verbindung zu dieser Zeit liefern können. Doch diese Ära geht mit ihrem zunehmenden Alter langsam zu Ende, so dass wir gefordert sind uns Gedanken zu machen, wie diese verantwortungsvolle Aufgabe weiter zu erfüllen ist.

Und wenn so mancher fragt, was das denn noch solle und ob nicht langsam mal ein Schlussstrich unter die Vergangenheit gezogen werden müsse, können wir nur antworten, dass wir niemals sicher davor sind, dass die Geschichte sich wiederholt. Die einzige Chance dem zu entkommen ist, aus der Vergangenheit zu lernen und sich immer wieder mit dem Nationalsozialismus auseinander zu setzen. Das wollen wir tun.

Jutta Nelißen, BDP Bundeszentrale



ERINNERUNGSARBEIT IM BDP



Jorge Semprun: „Es ist mir immer schwergefallen oder unangenehm gewesen oder ich habe es für überflüssig gehalten, mit Menschen meiner Generation über diese Erfahrung zu sprechen, jetzt aber – ich möchte nicht sagen, dass es mir leichtfällt, aber jetzt ist es möglich geworden.“

Elie Wiesel: Möglich...Nein Jorge, es ist unmöglich, wir tun es trotzdem. Wir haben keine andere Wahl.“

(Jorge Semprun, Elie Wiesel – Schweigen ist unmöglich, edition suhrkamp 1997)

Kazimir Smolen, ehemaliger Häftling und Mitgründer der Gedenkstätte Auschwitz

Nicht nur Jorge Semprun und Elie Wiesel haben sich von der Unmöglichkeit des Redens über das Grauenhafte verständigt und gleichzeitig die Gewissheit erlangt, dass Schweigen unmöglich ist. Viele Opfer des Naziregimes, prominent oder weniger, berichten davon, dass es unmöglich ist, das Erlebte in irgendeiner Weise zu beschreiben oder darzustellen, gleichzeitig aber das große Verlangen haben, ihre Erfahrungen vor allem an Jugendliche weiterzugeben, damit aus diesem Teil der Geschichte gelernt wird.

Für die mittlerweile hochbetagten Frauen und Männer, die Vernichtungs- und Konzentrationslager überlebt haben, wird es auch aus gesundheitlichen und emotionalen Gründen immer schwieriger, aus ihrem Erlebten zu berichten. Zurzeit hat es manchmal den Anschein, dass diejenigen, die sich mit der Thematik befassen, schnell noch, „bevor es zu spät ist“, einen Zeitzeugen kennen lernen möchten, um soviel Authentizität wie möglich zu erfahren.

Es steht außer Frage, dass die Lücke, die

die Zeitzeugen hinterlassen werden, kaum zu schließen sein wird. Wer wird dafür sorgen, dass z.B. zum siebzigsten Jahrestag der Befreiung entsprechend erinnert wird? In diesem Jahr hat sich die politische Prominenz auf dem Ettersberg angekündigt, wohlwissend, dass sich zum letzten Mal ehemalige Häftlinge treffen, um an ihre toten Kameraden und den Schwur von Buchenwald zu erinnern.

Wird es selbstverständlich sein für die deutsche Politikprominenz und in der Gesellschaft, an Gedenktagen über den Verlust jüdischen Lebens in Deutschland zu trauern? Wird es selbstverständlich sein, an die vielen, vielen von den Nazis, aus welchen Gründen auch immer, verfolgten und ermordeten Menschen zu erinnern, um ihnen so vielleicht ein bisschen Würde zurückzugeben?

Ziel ist, dass selbstverständlich über die Nazizeit in Deutschland geredet wird, ob in familiären und gesellschaftspolitischen Zusammenhängen, Schule oder Freizeit.

Ziel ist, dass sich selbstverständlich erinnert wird – wie hat das alles angefangen, wie furchtbar es geendet und was für ein Verlust der Holocaust auch der deutschen Gesellschaft gebracht hat. Und natürlich den Opfern des Naziregimes sollte selbstverständlich und angemessen gedacht werden, auch von den Größen aus Politik und Gesellschaft.

Wie kann der BDP seinen Beitrag dazu leisten? Traditionell auf „Spurensuche“ hat die antifaschistische Arbeit innerhalb des BDP Geschichte. Ob im Aufklärungssinn, um Spuren festzuhalten oder gegen Aufmärsche der Neonaziszene zu protestieren, der BDP hat Position bezogen und versucht, Einfluss auf bildungspolitische Entwicklungen zu nehmen.

Deshalb ist es auch weiterhin Aufgabe des BDP, sich an Diskussionen über den Umgang mit dem Faschismus in Deutschland zu beteiligen, pädagogische Konzepte für die Jugendarbeit zu diesem Thema zu entwickeln und bildungspolitische Debatten mitzugestalten.

Ein Beispiel für Entwicklung von pädagogischen Konzepten liefert der Landesverband Hessen.

Ausgehend davon, dass Zugänge zur Thematik für Jugendliche über „Lebensgeschichten“ einzelner möglich ist, Zeitzeugen jedoch kaum noch zur Verfügung stehen, wurden für unterschiedliche Konzentra-

tions- und Vernichtungslager Einzelpersonen einbezogen und anhand ihrer in schriftlicher Form vorliegenden Erlebnisse Führungen durch die ehemaligen Lager konzipiert. Für Buchenwald ist es Jerzy Zweig, der als Kind mit seinem Vater im August 1944 nach Buchenwald kam und von Kommunisten versteckt das Lager überlebte. Sein Vater Zacharias Zweig hat die Zeit bis zur Befreiung in einem eindrucksvollen Bericht beschrieben. Anhand dieses Berichtes ist es möglich, den Einlieferungsprozess, das „Kleine Lager“ oder andere Stationen in Buchenwald zu erklären. Man begleitet sozusagen den Vater und sein Kind durch das Lager bis zur Befreiung. So bekommen Jugendliche einen Eindruck, wie das Lagerleben funktioniert hat und unter welchen Bedingungen die Häftlinge gefangengehalten wurden. Führungen dieser Art können z.B. bei Fahrten nach Thüringen oder Weimarbesuchen jederzeit eingesetzt werden, ohne dass sich mit der gesamten Thematik „Buchenwald“ auseinandergesetzt werden muss. Damit besteht für die Jugendlichen die Möglichkeit für einen selbstverständlicheren Umgang mit diesem Teil der Geschichte. So auch bei den letzten beiden Herbstevents in Geretsried geschehen.

Neben verschiedenen Workshops, traditionellen Lagerfeuern und Spaß stand selbstverständlich ein Besuch in Dachau auf dem Programm. Dort waren es vor allem Texte von Nico Rost, die eindrucksvoll das „Unbeschreibbare“ vermittelten. Was für die Konzentrationslager zutrifft kann jedoch nicht für Besuche in Auschwitz gelten. Hier sollte sich mindestens fünf Tage Zeit genommen werden. Gute Erfahrungen haben wir auch in Auschwitz mit Texten ehemaliger Häftlinge gemacht. Dankenswerter Weise hat Karin Graf ihre jahrelangen Führungen mit denselben Zeitzeugen in Buchform festgehalten, so dass die Erlebnisse von Stanislaw Hantz in Auschwitz biographisch erzählt werden können („Zitronen aus Kanada“, Verlag des Staatlichen Museums

Auschwitz). Diese Form, sich der Thematik Auschwitz anzunähern, ist nur **eine** mögliche. Bei Auschwitzbesuchen steht das Interesse der Gruppen, die Auschwitz besuchen, im Vordergrund. Mit dem jeweiligen Interesse sollten das Programm und die Herangehensweise abgestimmt werden.

Bausteine für die pädagogische Annäherung an Geschichte und Wirkung des Holocausts hat das Fritz Bauer Institut, Frankfurt entwickelt. Mit denen in Heft 1: „Identität“ erschienenen fiktiven Biographien lassen sich Besuche in Konzentrationslagern auswerten, vor allem aber gut vermitteln: wann treffen Menschen Entscheidungen? Indem die Jugendlichen überlegen müssen, was diesen Menschen bis jetzt geprägt und wie er sich an historisch wichtigen Daten, wie z.B. dem 1. April 1933, dem Boykott jüdischer Geschäfte, verhalten hat, denken sie sich in das historische Geschehen ein.

Gleichzeitig wird aufgezeigt, welche Möglichkeiten der Entscheidungen auch aufgrund der bisherigen Biographie die jeweilige Person noch hatte. Aus denen von der pädagogischen Abteilung des Fritz Bauer Instituts herausgegebenen Materialien lassen sich viele Möglichkeiten für einen „jugendgerechten“ Umgang mit der Thematik ableiten.

60 Jahre nach Kriegsende gibt es auch für den BDP noch einiges zu tun und zu diskutieren.

Jorge Semprun: „...Ihre Reaktion auf Äußerungen bestimmter Politiker oder Journalisten, auf gewisse Aktivitäten von Neonazi-Gruppen, die die Gewalt verherrlichen oder Gräber schänden, oder auf rassistische Äußerungen sind unmissverständlich. Die deutsche Jugend im weitesten Sinn, also nicht nur die Jugendlichen, reagiert sofort. Daher glaube ich, dass wir zu einer gewissen Hoffnung berechtigt sind.“

Elie Wiesel: „Ich hoffe wirklich, dass die Hoffnung dank dieser Jugend eine Zukunft hat.“

Unseren Beitrag dazu werden wir leisten.

Steffi Hoffmann, Bildungsreferentin, BDP Nordhessen

MEIN BESUCH IM KZ DACHAU

im Rahmen der Geretsried-Herbstfreizeit

Wir gingen über den damaligen Hintereingang in das KZ Dachau. Das Erste, was mir auffiel, war, dass es auf dem Gelände sehr kalt war, da es ein großes freies Gelände war und der Wind so darüber hinwegfegte. Es wirkt alles sehr düster und trist. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass auf dem Platz, wo ich in diesem Moment stand, Menschen getötet und grauenhaft behandelt wurden. Ich konnte das in diesem Moment einfach nicht realisieren.

Steffi aus Kassel machte für uns die Führung. Es ist erschreckend, mit was für einer Routine Menschen wie Ware behandelt wurden.

Menschen aller Art wurden eingesperrt, misshandelt, ausgeraubt und getötet, nur weil sie nicht den Vorstellungen einiger Fanatiker entsprachen.

Das Erschreckendste am ganzen Besuch im KZ war der Gang durch die Gaskammer, die als Dusche getarnt war, und dahinter die Öfen, in denen die Leichen verbrannt wurden.

Mir kamen damals die Tränen. Ich konnte und kann heute immer noch nicht verstehen, wie Menschen dazu in der Lage waren, andere Menschen so zu behandeln.

Nach der Führung haben wir uns das Museum angesehen, das sich im alten Hauptgebäude befindet. Die Ausstellung war sehr informativ, doch auch noch mal sehr anstrengend.

Irgendwann wollte ich einfach nicht mehr. Es wurde mir zu viel, und ich habe mir die Ausstellung nicht fertig angeschaut. Es war zu viel für meinen Kopf.

Es stiegen alle möglichen Emotionen an diesem Tag in mir auf: Wut, Trauer, Verständnislosigkeit und das Gefühl, dass das doch alles gar nicht wahr sein kann.

Wie sind Menschen zu so was imstande?

Ich kann jedem, obwohl es ein sehr anstrengender Tag war, einen Besuch in einem KZ empfehlen – wenn man das so sagen kann. Ein solcher Besuch lässt einen nicht vergessen, und das wäre das Schlimmste, was wir machen könnten. Wir dürfen niemals vergessen, was vor 60 Jahren geschehen ist, und es nicht dazu kommen lassen, dass so was noch mal passiert.

Das Ganze ist gerade mal 60 Jahre her, und trotzdem gibt es Menschen, die weiterhin diese Ideologie verfolgen. Wieso?

Patrick Bauer, BDP Hessen

GEDENKARBEIT OHNE DIE UNTERSTÜTZUNG VON ÜBERLEBENDEN UND ZEITZEUGINNEN

Mit dem Film „Wenn ich mal nicht mehr da bin müsst ihr das machen“ haben wir den ersten Versuch gewagt, das Thema „wie machen wir weiter, wenn uns die Überlebenden nicht mehr zur Verfügung stehen?“ zu bearbeiten.

Beim 60. Jahrestag der Befreiung wurde es ganz deutlich: viele, viele Zeitzeugen waren nicht mehr dabei. Viele, die angereist sind, waren sehr alt und brauchten Unterstützung. Die Gruppe derer, die als Kinder im KZ waren, sind die, die noch eine Zeit lang zur Verfügung stehen werden. Diese Zeit gilt es zu nutzen.

Wir werden ohne Zeitzeugen nicht mehr vollständige Antworten auf die Fragen von Jugendlichen geben können. Wir werden zurückgreifen müssen auf das Vermächtnis derer, die wir kennen gelernt haben.

Wir müssen dafür sorgen, dass die Orte als Gedenkorte erhalten und aufgebaut werden. Es ist tatsächlich nach wie vor so, dass es sehr sehr großen Engagements bedarf und viele, viele Widerstände bearbeitet werden wollen, um das Erbe der Überlebenden weiterzutragen.

Unsere Aufgabe ist es auch, wachsam zu sein, dass auch die individuellen Formen des Widerstands der Häftlinge nicht verloren gehen und auch, dass die Geschichten nicht missbraucht werden für parteipolitische Positionen.

Aus den Erfahrungen mit Überlebenden wissen wir, dass ihr größter Wunsch ist, dass das, wofür sie gekämpft haben, nicht verloren geht. Es ist ihr absoluter Wunsch, dass junge Menschen die Geschichte der Häftlinge kennen lernen und Strukturen und Mechanismen des faschistischen

Systems erfahren. Das ist das was wir immer wieder von ihnen hören.

Die wenigen Überlebenden, die noch in der Lage sind, Fragen zu beantworten, sind mit einem unglaublichen Engagement dabei, Schulen zu besuchen, Veranstaltungen zu gestalten, Gespräche zu führen und mit jungen Menschen in Kontakt zu kommen.

Es ist genau dieses besondere Erlebnis - es entsteht eine atemberaubende Stille, wenn Überlebende berichten - was uns irgendwann fehlen wird. Dieses werden wir auch sicher nie herstellen können, aber wir können viele Erlebnisse und Begegnungen mit Zeitzeugen nutzen und den Versuch wagen, einige Fragen zu beantworten.

Wir sind sicher gefragt, Ideen und Formen zu entwickeln, diese Geschichte weiterzugeben, aber ich habe gerade wieder bei diesem Jahrestag viele junge engagierte Menschen erlebt, die Mut machen, dass die Geschichte der Überlebenden nicht verloren geht.

Anita Wiersch, BDP Rheinland-Pfalz





60. JAHRESTAG DER BEFREIUNG DES FRAUENKONZENTRATIONSLAGERS RAVENSBRÜCK

Reise des BDP Rheinland-Pfalz zusammen mit dem Freundinnenkreis der Lagergemeinschaft Ravensbrück

„Sie sind unser aller Mütter und Schwestern.
Ihr könntet heute weder frei lernen noch
spielen, ja ihr wäret vielleicht gar nicht
geboren, wenn solche Frauen nicht ihre
zarten schwächtigen Körper wie stählerne
Schutzschilder durch die ganze Zeit des
faschistischen Terrors vor Euch und Eure
Zukunft gestellt hätten.“

Anna Seghers – Inschrift in Ravensbrück

Kaum angekommen an der Gedenkstätte gibt es die ersten Begegnungen mit Freundinnen und Überlebenden und wir sind sofort in eine andere Welt versetzt. Ab jetzt stehen wir ganz im Sog der angebotenen Veranstaltungen und Begegnungsprogramme. Die seit ein paar Jahren neu eingerichtete Jugendherberge befindet sich direkt auf dem früheren Gelände in den ehemaligen SS-Häusern. Es fällt immer wieder schwer, sich dort einzurichten, aber mit Unterstützung der Überlebenden können auch wir den Ort annehmen und können erleben, dass es gut ist, nah an der Gedenkstätte zu sein und gleichzeitig auch mal aussteigen zu können.

Unser erster Weg führt uns zum Schwedtsee, der auf dem Gelände der Gedenkstätte liegt. Es überkommt uns wieder eine Mischung von Gefühlen, einerseits in einer wunderschönen Gegend zu sein und gleichzeitig unübersehbar noch vorhandene Zeugnisse des Vernichtungslagers zu erleben.

Der Schwedtsee wird auch „See der Tränen“ genannt, weil hier die Asche der verstorbenen Häftlinge verborgen liegt.

Es sind insgesamt ca. 800 Überlebende angereist. Gut dass es Namensschilder gibt, damit man sich etwas orientieren kann. Wir treffen mit Überlebenden zusammen, mit denen wir im Vorfeld Kontakt aufgenommen haben. Einzelne kennen wir schon, andere treffen wir hier zum ersten Mal. Es sind sehr rührende Begegnungen. Einige waren vor 25 Jahren zum letzten Mal hier. Andere haben durch die Lagergemeinschaft hier schon öfter Mithäftlinge getroffen. Alle sind mit BegleiterInnen gekommen. Das Programm ist dicht gedrängt. Einige Veranstaltungen müssen sie ausfallen lassen, da sie Aus- und Verschnaufzeiten brauchen. Wir verabreden uns immer wieder, um zu erzählen, gemeinsam Konzerte und Ansprachen zu hören, einen kleinen Spaziergang zu machen, gemeinsam das schöne Wetter zu genießen.

Es gibt viele offizielle Programmpunkte, die man eigentlich auch erleben will, aber es gibt auch das starke Bedürfnis des Austauschs.

Wir haben erfahren, dass es ein großes Bedürfnis der Überlebenden gibt, Menschen zu treffen, die zeitgleich mit ihnen eingesperrt waren. Dies ist jedoch fast unmöglich, weil die Zahl der Häftlinge einfach unüberschaubar groß war.

Unser Bestreben war es, so viel Kontakte wie möglich unter den Häftlingen herzustellen. Möglich war dies u.a. am Haus der Lagergemeinschaft, einem weiteren früheren SS-Haus, das ausschließlich der Lagergemeinschaft zugeschrieben ist. Die Überlebenden haben lange dafür gekämpft, dass sie auf dem Gelände ein „Haus der Lagergemeinschaft“ bekommen, wo sie sich treffen können, wo es Übernachtungsplätze gibt und wo es Rückzugsmöglichkeiten gibt, wie sie bei solchen Veranstaltungen für die alten Menschen sehr wichtig sind.

Ein weiteres Anliegen war uns, möglichst viele Fotos zur Dokumentation aufzunehmen, um die, die nicht mehr in der Lage waren mit uns mitzureisen, an dem Jahrestag beteiligen zu können.

Der Sonntag stand ganz im Zeichen der „offiziellen Gedenkfeier“. Es reisen viele Prominente an. Irgendwie eine befremdliche Situation, plötzlich sitzen die Politiker in der ersten Reihe und werden bei jeder Rede besonders begrüßt, Überlebende kommen nur am Rande zu Wort – ein wirklich unerträglicher Teil der Veranstaltung. Ein weiteres Ärgernis war, dass der Zugang zu dem Denkmal „Die Tragende“ am See nicht rechtzeitig begonnen und abgeschlossen wurden. Für die Überlebenden ist dies aber ein sehr wichtiger Platz des Gedenkens, an dem traditionell Kränze niedergelegt wurden.

Ein erfreulicher Teil dagegen war, dass die jungen Frauen, die seit Anfang der neunziger Jahre in die Lagergemeinschaft

aufgenommen wurden, Teile der offiziellen Gedenkfeier tatkräftig mitgestalteten. U.a. organisierten sie den Besuch des ehemaligen Mädchen-KZ Uckermark, zu dem überwältigend viele Menschen gekommen sind. Die jungen Frauen der Lagergemeinschaft Ravensbrück/Freundeskreis haben seit 12 Jahren in workcamps Teile des Lagers restauriert, freigelegt und mit vielen Hinweisschildern und Kunstobjekten die Geschichte aufgearbeitet.

Weitere besondere Erlebnisse: Esther Bejarano, 80 Jahre, Überlebende des KZ Auschwitz und Ravensbrück, tritt mit ihrer Gruppe „Coincidence“ im Zelt der Begegnung auf. Sie singt zusammen mit ihrer Tochter Lieder in vielen verschiedenen Sprachen und schafft eine sehr bewegende, anregende und ausgelassene Stimmung.

Irgendwann tanzen und klatschen fast alle im Zelt und alle sind ganz begeistert und zufrieden.

Loretta Walz, mit der wir den Dokumentarfilm über Hildegard Schäfer produziert haben, zeigt ihren neuen Film „Die Frauen von Ravensbrück“. Dieser Film ist das Produkt 25-jähriger Interviewarbeit mit Frauen, die das KZ Ravensbrück überlebt haben. Auch dies ein sehr bewegender Abend. Gleichzeitig wurde auch ihr neues Buch dazu vorgestellt.

Besonderen Eindruck hat auch das Lesetheater nach dem Tagebuch der Ravensbrückerin Yvonne Useldinger/Luxemburg auf uns gemacht. Schließlich gab es noch einen Empfang des Landtages und der Landesregierung Brandenburg für (vielleicht) 1000 geladene Gäste.

Wir sind mit vielen bewegenden Eindrücken nach Hause gefahren, haben neue Freundschaften geschlossen und Verabredungen zum Wiedersehen getroffen.

Für uns war es mal wieder eine ganz besondere Begegnung und hat uns bestärkt, mit dieser Arbeit weiter zu machen.



„SIE ERZÄHLTE VON SICH, NICHT VON HISTORISCHEN EREIGNISSEN“

Interview mit der Filmemacherin Loretta Walz

Loretta Walz wurde 1955 in Stuttgart geboren. Sie lebt seit 1981 in Berlin als Regisseurin, Autorin, Filmproduzentin und Dozentin für Filmproduktion und -gestaltung (u.a. an der UdK, Berlin). 1980 begann sie, in der dokumentarischen Tradition Eberhard Fechners und Claude Lanzmanns, mit der Interview-Sammlung »Widerstand leben – Frauenbiographien«.

Zum 60. Jahrestag der Befreiung des KZ Ravensbrück am 28. April 2005 schrieb Loretta Walz nun eine umfassende Dokumentation über das Frauen-KZ in den Stimmen der Lebenden, die parallel zu einem Dokumentarfilm erscheint. 1980 hat Loretta Walz

begonnen, Überlebende in Form von Videointerviews zu befragen – und dabei einem Strom von Erinnerungen Bahn gebrochen. Loretta Walz ist die Regisseurin des BDP-Films „Wenn ich mal nicht mehr da bin, müsst ihr das machen“ über die Zeitzeugin Hildegard Schäfer aus Bad Kreuznach.

Der Film ist über Loretta Walz oder über den BDP Landesverband Rheinland-Pfalz erhältlich.

Loretta Walz . Südendstr. 15 . 12169 Berlin
fon: 030 818 208 70 . mail: post@loretta-walz.de . www.loretta-walz.de oder lv.rheinland-pfalz@bdp.org



Wie, wo und wann hast du Hildegard Schäfer kennengelernt?

Hildegard Schäfer lernte ich 1989 in Bergneustadt kennen, als sie zum ersten Mal an einem Treffen der Lagergemeinschaft Ravensbrück teilnahm. 1980 hatte ich begonnen, die Lebensgeschichten der „Ravensbrückerinnen“ in langen lebensgeschichtlichen Videointerviews aufzuzeichnen. Nach der ersten Begegnung mit Hildegard war klar, dass auch ihre Geschichte festgehalten werden muss. Im Oktober 1994 besuchte ich sie mit meinem Team (Kamera: Thomas Walther/Ton: Horst Hinder) in Bad Kreuznach. Das Interview dauerte fast vier Stunden, in denen sie uns ihre Lebensgeschichte erzählte. Ich war fasziniert vom Engagement der damals 76-jährigen, die trotz gesundheitlicher Probleme immer wieder die Kraft aufbrachte, beispielsweise in Schulen oder bei Veranstaltungen über ihre eigene Geschichte zu sprechen. Und

genau das war auch das Besondere an Hildegard: Sie erzählte tatsächlich von sich, nicht von historischen Ereignissen. In ihren Erinnerungen an Verhaftung und Haft in Ravensbrück blieb immer der Mensch Hildegard Schäfer im Vordergrund. Das machte sie zu einer so wichtigen ‚Zeitzeugin‘.

Wie entstand aus der Bekanntschaft die Idee, ihre Lebensgeschichte in einem Film zu dokumentieren?

Die Sammlung der lebensgeschichtlichen Interviews mit Frauen aus Ravensbrück hatte zuallererst das Ziel, die Erinnerungen festzuhalten und zu bewahren. Allerdings wollten viele Frauen – so auch Hildegard – ihre Erinnerungen auch dann weitergetragen wissen, wenn sie selbst nicht mehr in der Lage sind, öffentlich zu sprechen. Darin waren wir uns einig, doch in den 90er Jahren ging es hauptsächlich darum, möglichst viele Erinnerungen festzuhalten.

Ich war sehr froh, dass es mir immer wieder gelang, finanzielle Unterstützung für die Aufzeichnung der Lebensgeschichten zu erhalten, sah aber kaum Möglichkeiten, aus dem gesammelten Material Filme herzustellen. Die Idee, ein Portrait von Hildegard als Film zu produzieren entstand erst, als ich mit dem Hunsrücker Freundinnenkreis der Lagergemeinschaft Ravensbrück und dem BDP zusammenkam.

Wie kam der Kontakt mit dem Hunsrücker Freundinnenkreis der Lagergemeinschaft Ravensbrück und dem BDP zustande?

Als mich die Hunsrücker Frauen 1998 fragten, ob es möglich wäre, aus dem Interview mit Hildegard Schäfer einen Film zu schneiden, musste ich Ihnen leider sagen, dass ich nicht wüsste, wie wir ein solches Projekt finanzieren könnten.

Hildegard war 1995 gestorben und mit ihr die einzige aktive Zeitzeugin aus Bad Kreuznach und Umgebung. Uns war klar, dass es wichtig ist, Geschichte möglichst nah am Ort zu vermitteln – und es für Jugendliche besonders eindrucksvoll ist, wenn sie von

Erfahrungen aus ihrer direkten Umgebung erzählt bekommen. Die Frauen des Hunsrücker Freundinnenkreises waren zuversichtlich und wir vereinbarten, dass wir wieder voneinander hören, wenn sie das Geld für den Film beschafft haben. Ehrlich gestanden, hatte ich große Zweifel, ob das tatsächlich gelingen würde. Hatte ich selbst doch schon mehrfach versucht, Anträge für die Finanzierung von Filmportraits aus meiner Interviewsammlung zu erhalten. Ich wusste, wie schwer es ist, Geld für einen Film zu bekommen – zumal einen über die Zeit der Verfolgung im Nationalsozialismus. Als ich im Jahr 2001 den Anruf erhielt, dass es gelungen war, das Geld für den Film zu bekommen, konnte ich es kaum glauben.

Wie lief es weiter mit dem Film, nach der erfolgreichen Premiere in Bad Kreuznach und vielen Aufführungen (z.B. im BDP)?

Anfang 2003 war der 30-minütige Film fertig. Es war bis dahin kein leichter Prozess, weil ich es nicht gewohnt war, einen Film in einer großen Gruppe von acht Autorinnen und drei Kooperationspartnern zu realisieren. Jede Beteiligte legte Wert auf etwas Anderes. Und dabei sollte der Film möglichst nicht länger als 30 Minuten werden. Was soll darin erzählt werden aus dem 78-jährigen Leben von Hildegard? Was sollte Hildegards Vermächtnis sein? Wie wollen wir sie in Erinnerung behalten? Und zuletzt, welchen Teil ihrer Geschichte wollen wir mit welchem Ziel vermitteln?

Doch der lange Prozess und die vielen Sichtungen und Gespräche haben sich gelohnt. Es ist ein Film entstanden, der meiner Ansicht nach ganz nah an Hildegard dran ist, und in dem sie so stark und engagiert erscheint, wie wir sie alle kannten.

Ich selbst habe mich nach Fertigstellung des Films wieder ganz darauf konzentriert, die verbleibenden Möglichkeiten für weitere Videointerviews zu nutzen. Im Jahr 2004 konnte das zweihundertste Interview aufgezeichnet werden.

Am 25. März 2005 wurde der Film im Regionalprogramm des SWR Rheinland-Pfalz gesendet. Es gab eine Reihe von Veranstaltungen – zumeist organisiert von den Hunsrücker Frauen – und zahlreiche verkaufte Kassetten, die nun in Schulen, kirchlichen Organisationen und Einrichtungen der Jugend- und Erwachsenenbildung zur Verfügung stehen. Ich bin davon überzeugt, dass der Film eine nachhaltige Wirkung erzielt – nicht zuletzt, weil sich der Hunsrücker Freundinnenkreis der Lagergemeinschaft Ravensbrück und der BDP immer wieder dafür engagieren. Ohne ein solches Engagement haben Filme leider eine viel zu kurze Lebensdauer.

Der Film über Hildegard Schäfer ist nicht dein erster über eine Zeitzeugin. Welche anderen Filme hast du gemacht?

In den letzten 25 Jahren sind natürlich zahlreiche Filme entstanden. Gemeinsam ist allen meinen Filmen, dass sie aus lebensgeschichtlichen Videointerviews montiert sind, egal ob im Mittelpunkt eine einzelne Person oder eine Gruppe steht. Es gibt Portraits, themenbezogene Filme, wie z.B. der über die medizinischen Experimente in Ravensbrück, oder einen Einführungsfilm in die Geschichte des Frauen-KZ Ravensbrück. Am einfachsten lässt sich die Liste meiner Filme im Internet nachlesen: www.loretta-walz.de – dort können alle Filme auch bestellt werden. Zum 60. Jahrestag der Befreiung – im April 2005 – ist sowohl ein 90-minütiger Dokumentarfilm „Die Frauen von Ravensbrück“ entstanden als auch ein Buch mit dem Titel „Und dann kommst du dahin an einem schönen Sommertag – Die Frauen von Ravensbrück“. Das Buch ist im Verlag Antje Kunstmann erschienen und im Buchhandel erhältlich, der Film kann sowohl als VHS als auch als DVD (in deutscher Fassung und mit englischen, französischen und polnischen Untertiteln) über meine Homepage bestellt werden.

Seit 25 Jahren hältst du die Lebensgeschichten von ZeitzugInnen (aus Ravensbrück) in Interviews fest. Was gibt dir die Energie für diese „Lebensaufgabe“?

Es sind die Interviewpartnerinnen selbst, die mir die Kraft geben, immer weiterzumachen. Und es sind die immer neuen Geschichten und Entdeckungen in den Erinnerungen Einzelner. Es gibt nicht eine Geschichte von Ravensbrück, sondern so viele wie Frauen, die durch dieses KZ gingen. Und dabei sind es nur die Überlebenden, die wir befragen können. Mit jedem neuen Land, in dem ich Frauen befragen konnte, veränderte sich die Sicht. Das hielt mich in Spannung und belebte



meine Neugierde immer wieder aufs Neue. Es ist auch der Wunsch, einer ‚glaubwürdigen Wahrheit‘ auf die Spur zu kommen, natürlich neben einer faktischen, die aber immer vage bleiben wird, weil sie nicht die Gefühle vermittelt.

Unterscheidet sich der Film über Hildegard Schäfer von deinen anderen Filmen über ZeitzugInnen?

Der Hauptunterschied liegt darin, für welche Zielgruppe ein Film gemacht werden soll. Natürlich muss ein Film für die politische Bildungsarbeit oder für Schulen anders aussehen als ein Film für Fernsehen oder Kino. Ein Film, der in einer Gedenkstätte oder im Museum gezeigt wird, muss so gestaltet sein, dass er in den jeweiligen Rahmen passt, in dem er präsentiert wird. „Wenn ich mal nicht mehr da bin, müsst ihr das machen“ ist mit einer Länge von

ca. 30 Minuten so gestaltet, dass er im Rahmen von Unterricht, Seminaren oder Veranstaltungen gezeigt werden kann. Anders als zum Beispiel mein Film über die medizinischen Experimente an polnischen Frauen, in dem mehrere Zeitzuginnen zu Wort kommen, ist das Portrait von Hildegard Schäfer ein Film über eine Person.

Was ist dein nächstes Projekt?

Im Moment beschäftige ich mich ausschließlich mit der Verbreitung meiner neuesten „Werke“: Der 90minütige Dokumentarfilm „Die Frauen von Ravensbrück“ soll in die Kinos kommen und auf möglichst vielen Festivals gezeigt werden. Ich veranstalte und organisiere Filmvorführungen und auch Lesungen aus meinem Buch „Und dann

kommst du dahin an einem schönen Sommertag – Die Frauen von Ravensbrück“.

Natürlich wird es noch lange nicht das Ende der Sammlung lebensgeschichtlicher Interviews mit Frauen und Kindern aus Ravensbrück sein – doch wie es konkret weitergeht, kann ich noch nicht sagen. Im Mittelpunkt

aller Überlegungen steht auch immer die Frage, wie die vorhandenen Videointerviews für die politische Jugend- und Bildungsarbeit genutzt werden können. Mit Sicherheit werden dazu in Bälde Konzepte vorliegen.

Interview: Jutta Nelißen, BDP Bundeszentrale

FREMDE UNTER FREMDEN

Die politische Diskussion zur Bekämpfung von Rechtsextremismus und Gewalt war in den vergangenen Jahren vielfach auf die kritische Auseinandersetzung mit Rassismus und Vorurteilen innerhalb des „indigenen“ Teils der bundesrepublikanischen Bevölkerung fokussiert. Dies macht Sinn, zumal auch sechzig Jahre nach der Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus die Gefahr einer Renaissance nationalsozialistischer Organisationen wie auch rassistischer Ideologiebildung leider nicht gebannt ist (vgl. den Text zu „Hyperlinks gegen Rechts“ Seite 34). Das Projekt „Fremde unter Fremden“ wendet sich dagegen einem bislang eher unterbelichteten Themenfeld zu und beschäftigt sich mit dem Rassismus von Deutschen und Nicht-Deutschen, die ihren Lebensmittelpunkt zumindest vorübergehend in diesem Lande haben. Untersucht wird also nicht nur, wie Fremde in der Fremde zum „Opfer“ werden, indem sie etwa aufgrund Herkunft, Sprache und Aussehen diskriminiert werden. Vielmehr liegt hier ein Schwerpunkt auf ihrer Rolle als „Täter“, indem sie ihrerseits andere Bevölkerungsgruppen und Minderheiten stigmatisieren. Wir werden also unter Zuhilfenahme von verschiedenen Medien Recherchen zur realen Bedeutung von Rassismus und Intoleranz unter MigrantInnen und den biographischen Hintergründen betreiben. Dadurch erweitern die Teilnehmenden ihre Kompetenzen im Bereich der Neuen Medien. Zum anderen können sie sich über die in ihren eigenen Gruppen wahrgenommenen Vorurteile und Rassismus mit anderen austauschen und eine kritische Auseinandersetzung darüber in Gang bringen. Der wechselseitige Austausch über die Ergebnisse der Recherchen (Interviews, Analyse von Rap-Texten, Filmen etc.) findet virtuell

über die Kommunikation im Internet und real in Form von mehreren Arbeits- und Begegnungstreffen statt.

Die Ergebnisse dieses Prozesses werden auf der selbst erstellten Website www.Fremde-unter-Fremden.de sowie auf einer CD-ROM dokumentiert und permanent aktualisiert. Die Website, deren erste Version seit Juni im Netz steht, dient zum einen der Doku-



mentation der Rechercheergebnisse und dem Austausch nach innen, zum anderen der Vernetzung und der Kommunikation nach außen (z.B. über Forum und Gästebuch). Neben einem informativen Teil verfügt die Seite auch über einen visuell-multimedialen Schwerpunkt (Video, TonBild, Interviews, Flash-Animationen). Auf diese Weise wollen wir die Gelegenheit bieten, sich in multimedialer Form Informationen über typische Biographieverläufe sowie spezielle Problemlagen von MigrantInnen zu beschaffen, eigene Fragen zu stellen, dazu ein Feed-back zu erhalten und thematisch weiterführende Links auszuwählen. Das Projekt ist auf zunächst zwei Jahre angelegt.

Angesprochen sind Jugendliche und junge Erwachsene unter 27 Jahren, die über verschiedene Migrationserfahrungen verfügen.

Dazu zählen Aussiedler, ArbeitsmigrantInnen der ersten, zweiten und dritten Generation, Asylbewerber sowie europäische Freiwillige als zeitweise in Deutschland lebende Menschen. Als Kooperationspartner für diese Zielgruppen konnten bislang die Deutsche Jugend aus Russland (DJR) und der deutsch-türkische Jugendverein SAZ-Rock in Frankfurt am Main gewonnen werden. Mit weiteren MigrantInnenorganisationen in Frankfurt stehen wir in Kontakt.

Außerdem ist eine Kooperation mit dem Werkstattprojekt zur Beschäftigung und Qualifizierung benachteiligter Jugendlicher in der BDP-nahen Bildungsstätte Alte Schule Anspach vorgesehen. Unter den Teilnehmenden im Werkstattprojekt verfügt mehr als die Hälfte der Jugendlichen über einen Migrationshintergrund, sei es als AsylbewerberIn, als AussiedlerIn oder als Angehörige der zweiten Migrantengeneration.

Das erste in diesem Jahr geplante Treffen fand vom 2. bis zum 5. Juni 2005 im Feriendorf Kröckelbach im Odenwald statt. Dort lernten sich die am Projekt beteiligten Jugendlichen kennen und verständigten sich gemeinsam mit den pädagogischen BegleiterInnen über die mit dem Projekt verfolgten Ziele sowie die für das laufende Jahr geplanten Arbeitsschwerpunkte. Wer sich für das Projekt interessiert, ist gerne zur Mitarbeit eingeladen.

Reiner Hartel, BDP Hessen

Nähere Informationen über

ReinerHartel@AlteSchuleAnspach.de.

„OH BUCHENWALD, ICH KANN DICH NICHT VERGESSEN“



Veteran der 3. US-Armee während der Gedenkfeier am 10. April in Buchenwald.

Am 11. April 1945 wurde eines der größten Konzentrationslager in Deutschland befreit. Auf dem Ettersberg nahe Weimar gelegen wurden hier bis zum Ausbruch des II. Weltkrieges vorwiegend deutsche politische Gegner des Naziregimes, allen voran Kom-
munisten, inhaftiert.

Danach kamen Menschen aus allen von der Wehrmacht besetzten Gebieten Europas, kanadische, englische und russische Kriegsgefangene in das Lager. Buchenwald wurde international, viele Sinti und Roma wurden hier gefangen gehalten, jüdische Leute und Geistliche, die sich dem Naziregime wider-

setzten. Bei der Befreiung lebten mehr oder weniger noch 21.000 Menschen, darunter ca. 900 Kinder und Jugendliche. Viele davon starben in den ersten Wochen nach der Befreiung an den Folgen der erlittenen Haft. Insgesamt eine Viertelmillion Menschen waren von 1937 bis 1945 in Buchenwald und

den 88 Außenlagern inhaftiert. Davon starben 56.000, nicht mitgerechnet sind die Massenerschießungen der russischen Kriegsgefangenen und diejenigen die nicht die Evakuierungsmaßnahmen (ca. 12.000) überlebt haben.

Und hinter jeder Zahl steht ein Menschenleben! Ein Junges, ein Berühmtes, ein Einfaches, ein Altes.

60 Jahre später trafen sich ca. 550 ehemalige Häftlinge mit Angehörigen aus ganz Europa und Veteranen der 3. US Armee um die Nachwelt ein letztes Mal zu mahnen: „Nie wieder!“ aber auch um an ihre toten Kameraden zu erinnern.

Anlass für den deutschen Bundeskanzler und politische Vertreter aus Deutschland sich entweder ins Nationaltheater in Weimar oder/und auf den Ettersberg zu begeben. Was sie hätten sehen können waren beeindruckende Begegnungen zwischen ehemaligen Häftlingen und amerikanischen Veteranen. Aber auch wie ehemalige Häftlinge und Veteranen ihren Familien die Orte ihrer persönlichen Geschichte zeigten.

Erschrockene, traurige und fassungslose Gesichter waren zu sehen, wenn dem Sohn/Tochter und Enkeln erzählt wurde, was hier der Vater/Opa erlebt hat und wie sehr es ihn an diesem Tag beschäftigt.

Geehrt und gewürdigt wurden sie und die Toten mit vielen Blumengestecken von der politischen Prominenz. Sehr schnell verließen die deutschen Vertreter den Ettersberg und bekamen weder mit, wie der Kaddisch an der jüdischen Baracke gesungen wurde noch wie andere Gruppen (Sinti, Roma, polnische Delegation ect.) „ihre Orte“ auf dem Gelände aufsuchten um an „ihre“ Leute zu erinnern. Die politischen Geschäfte riefen und außerdem war es wie so oft kalt auf dem Ettersberg.

Nachmittags fand für die „Ehemaligen“ eine Gedenkfeier des Internationalen Komitees

Buchenwald-Dora mit Ansprachen von Zeitzeugen statt. Spätestens während dieser Ansprachen wurde auch denjenigen, die mit der Thematik weniger vertraut sind, die Besonderheit von Buchenwald deutlich. In der Rede von Kurt Goldstein tauchte das Wort ‚Selbstbefreiung‘ selbstverständlich und relativ häufig auf, während andere die Befreiung eher den Amerikanern zusprechen. Heutzutage ist das Geschehen im Lager während der letzten Tage ziemlich genau nachweisbar und in fast jeder Lektüre über das Konzentrationslager nachzulesen. Es scheint ein bisschen müßig zu sein, die Frage der ‚Selbstbefreiung‘ zu klären. Die Vehemenz und Wichtigkeit, die dieser Debatte gegeben wurde, scheint nur vor dem Hintergrund der deutsch-deutschen Geschichte verständlich und dem Umgang der beiden Staaten mit dem Nationalsozialismus. Französische oder russische ehemalige Häftlinge maßen dieser Frage weniger Bedeutung zu als deutsche. Wenn es nun für ehemalige Häftlinge ein Gefühl der Selbstbefreiung war und heute noch ist, was spielt das heute denn für eine Rolle?

Von allen Zeitzeugen mit Dankbarkeit gewürdigt wurde die Rolle der Amerikaner. Herzlich, fast liebevoll wurden die Veteranen von den ehemaligen Häftlingen in ihren Ansprachen auf dem Ettersberg begrüßt. Angenehm und wohltuend war auch die Würdigung der Kommunisten, die versucht haben Leben zu retten und so etwas wie Menschenwürde ins Lager zu bringen. Welch mutige Menschen, die aus Überzeugung handelten, mussten sich nach dem Krieg seitens der DDR Kollaboration mit der SS vorwerfen lassen und wurden in der BRD als ‚Netzbeschmutzer‘ oder Vaterlandsverräter beschimpft. Der Umgang mit diesem Teil der Geschichte von der einen wie von der anderen Seite alles andere als im Sinne der Aufklärung. Eines scheint der ‚staatlich verordnete Antifaschismus‘ allerdings erreicht zu haben: viele der Teilnehmenden an der Gedenkfeier kamen aus den neuen

Bundesländern. Für sie war es selbstverständlich an diesem Tag auf den Ettersberg zu kommen, Kränze niederzulegen und die Erinnerung an Buchenwald wach zu halten. Und viele kommen jedes Jahr auf den Ettersberg, nicht nur zum 60sten Jahrestag.

Was bleibt von so einem Gedenktag? Für die ehemaligen Häftlinge ist es sicher ein ganz besonderer Tag gewesen, sie haben sich zum letzten Mal getroffen, wieder erkannt, Erinnerungen ausgetauscht, sie sind geehrt worden und haben den Schwur von Buchenwald an die nächste, eigentlich übernächste Generation weitergegeben.

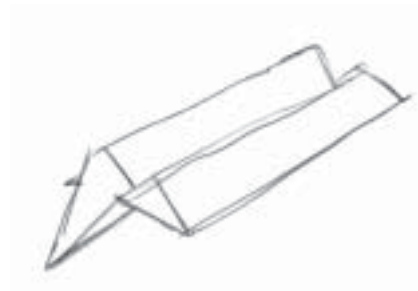
Keiner von ihnen wird oder kann Buchenwald je vergessen.

Und wir? Wir sind froh, dass wir dabei gewesen waren, um die ehemaligen Häftlinge und Veteranen zu ehren. Wir sind dankbar für die beeindruckenden Gespräche mit ihnen und traurig, dass Jorge Semprun recht hat: „Bald wird es niemanden mehr geben, der sagt, so ist es gewesen.“

Steffi Hoffmann, BDP Nordhessen



Ehemalige Häftlinge aus der Ukraine



DER JUNGE MIT DEM PAPIERFLIEGER



Vergissmeinnichtblau ist heute der Himmel, aus dem die Frühlingssonne herunterfließt und der Ettersberg, weithin sichtbar, seinen gewaltigen Glockenturm wie einen Zeigefinger in das Land erhebt. In dieser Zeit, wenn die Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald zur Erinnerung wird, finden sich auf den Stufen und Wiesen, zwischen Cremers meisterlicher Figurengruppe der Befreiten, den Ringgräbern am Südhang und dem Stelenweg mit den Flammenschalen die Menschen ein. Die Parkplätze sind belegt. Kinder tollen um die Picknickplätze. Pärchen finden die Waldwege. Drüben, auf dem Plateau am Turmeingang, schickt ein Junge seinen Flieger aus Papier fortwährend in die Luft.

Manchmal schwebt der weiße Segler wunderbar dahin, dann wieder vollbringt er, wie von unsichtbaren Wellen getragen, sanfte Landungen. Ach Junge, denke ich da, solche Flieger hatte ich viele. Zu jener Zeit hatte ich meine kleine Fliegerflotte in Mutters Hutschachtel sicher versteckt, ganz hinten im Keller. Mai 1945. Kein Krieg mehr, kein Sirenengeheul, keine Detonationen, kein Bordwaffenfeuer der Tiefflieger. Das einzig Schöne an jenem Tag! Und die Frühlingssonne, die uns umarmte. Haltet nur aus, sagte sie immerzu, ihr schafft das schon, nur nicht aufgeben! Die Ladung des Handwagens, den Mutter zog und den ich schieben half, hatte längst nicht mehr sein ursprüngliches Gewicht. Die Soldaten und die Männer mit den gelben Armbinden hatten unsere Habe reduziert. Betten, Schuhe, Wäsche, Mäntel, selbst den Inhalt meines Schulranzens, die Fibel, Pullover, Handschuhe, Schal und meinen braunen Wuschelbären, den ich so mochte, hatte man einfach ausgeschüttet und auf die große Halde der Habseligkeiten geworfen. Der Schlossplatz, der als Stellplatz bekannt gemacht war und auf dem wir uns in aller Frühe eingefunden hatten, war überfüllt mit tausend Menschen, mit Wagen und Wägelchen aller Art. Auch einige Hunde waren ihren Leuten in Treue gefolgt.

Ich schob so gut ich konnte. Auf dem Rücken den Ranzen mit der blechernen Milchflasche, einem Laib Brot, den warmen Unterhosen und den gekochten Kartoffeln im Leinensäckchen. Der Treck, eine müde Schlange. Wenn die Straße an Steigung verlor oder gar ein wenig abfiel, lief ich nach vorn zur Mutter und zog mit an der Wagendeichsel. Aber meistens ging es bergauf.

Die Reiter, die uns im Galopp überholten und uns nach einiger Zeit wieder entgegenkamen, gaben laute, unverständliche Befehle. Tschechen in senfgelben Uniformhemden. Je nach Laune ließen sie ihre Peitschen knallen.

Wenn im Treck jemand aus Erschöpfung nicht mehr weiter kam oder mit defektem Wagen liegen blieb, mussten die Betroffenen an den rechten Straßenrand rücken und sich kümmern. Die Kolonne durfte nicht zum Stillstand kommen.

Verursacher von Staus bekamen die Peitsche zu spüren. So wechselten Schreie, Befehle und lautes Klagen. Die Füße schmerzten. Mutter weinte wieder, krampfhaft umfasste ich den Deichselgriff. Im Straßengraben, ein totes Pferd.

Große Fleischstücke waren ihm aus dem Hinterteil geschnitten worden. Lastwagen lagen umgestürzt am Waldesrand. Es roch ätzend nach Benzin. Die Sonne hatte den Ölpfützen auf der Straße ultraviolette Farben beigemischt. Vor uns zwei große Jungen, die viel älter waren als ich, sie zogen einen Plattenwagen, an den sich zwei Frauen mehr festhielten, als dass sie ihn schieben konnten. Hinter uns ein Leiterwagen auf Gummirädern. Zwischen Kleidersäcken hockte ein kleines Mädchen, das ständig seine Mama rief, die aber nicht kommen konnte. Sie musste mit dem Großvater den Wagen vorwärts bringen.

Den Schulranzen hatte ich längst auf dem Wagen verstaut. Die Peitschen knallten noch immer, aber sie erschreckten uns nicht mehr. Dann, am Ende der scheinbar läng-

sten Straße der Welt, ein aufgerichteter Schlagbaum. Die Russen. Die mit den Senfhemden blieben zurück. Der Dorfplatz, ein Ausruhplatz. Die Rasenflecken vor den Häusern reichten nicht aus, so saß man halt so gut es ging, auf seinem Wagen oder auf Steinen und im Dreck. Irgendwann verteilten dann die Russen aus einem ihrer geschlossenen Lastwagen heraus grünes Brot, das, wenn man die Schimmelränder abschchnitt, noch essbar war, Kommissbrot eben.

Den Abend und die kühle Maiennacht verbrachten wir im Freien auf dem Dorfplatz. Keiner sagte, wohin? Wir hatten drei treue Begleiter: die Ungewissheit, die Angst und die Ratlosigkeit. Mit etwa zwanzig anderen Familien fanden wir später Unterschlupf in einer Scheune. Zwei Wochen lagerten wir auf Stroh. Von einem riesigen Feld stahlen wir braune Pferdebohnen. Ich lernte beteln. Täglich liefen wir zum Schlagbaum, um zu erfahren, wann es wieder nach Hause gehen würde. Den Siegern jedoch schien keine Lösung eingefallen zu sein, und so blieb die so sehr erhoffte Rückkehr leider nur ein Märchen. Eines Tages fuhren mit vielen anderen mit dem Zug im offenen Güterwagen nach Thüringen.

In dumpfer Klangfülle schlägt die Glocke an. Die Kinder halten inne im Spiel. Die Menschen heben ihre Blicke. Der Himmel ist noch blauer und klarer geworden. Ein Gabelweihenpaar kreist hoch und einzigartig im Hochzeitsflug. Die Vögel schreien, als wollten sie etwas kundtun vom Schandmal auf dem westlichen Bergrücken, vom Schandmal nationalsozialistischer Barbarei. Das Konzentrationslager Buchenwald. Fast eine viertel Million Menschen wurde hier von 1937 bis 1945 gequält, sechsundfünfzigtausend von ihnen verhungerten und starben an Körperschwäche, wurden vergast oder „auf der Flucht“ erschossen.

Der Block 66 war der Kinderblock. Was für eine Hölle! Selbst die Vögel meiden diesen

Ort und beenden ihre Flüge weit ab im Wald. Die 3. US-Armee befreite am 11. April 1945 die noch Lebenden und löste das Lager auf. Und dann mögen sie herübergelaufen sein, über den Berg, mögen inne gehalten haben auf diesem grünen Berghang und mögen hinabgesehen haben in das Thüringer Land, hinab auf die Dörfer und Felder im wunderschönen Ilmtal, hinab auf Goethes Weimar.

Und jedes Jahr kommt er wieder, dieser vergissmeinnichtblaue Himmel, die Menschen kommen auf diesen Berg und genießen die Landschaft, und die Gabelweihen fliegen, und die Kinder sind fröhlich.

Ach Junge, denke ich da, solche Flieger hatte ich viele.

Rudolf Berger, Weimar



DIE ERSCHIEßUNG IM EICHWALD

Eine 22jährige Spurensuche des BDP Main-Taunus

Im Jahr 1982 brachte der BDP Main Taunus die Broschüre „Als wenn nichts gewesen wäre...“ heraus, die die Ergebnisse ihrer Spurensuche zur NS-Vergangenheit der Städte Bad Soden, Schwalbach und Hofheim dokumentiert. Im Zuge der Spurensuche wurden ZeitzeugInnen nach ihrem Leben zur Zeit des Nationalsozialismus befragt. In der ersten Auflage der Broschüre erwähnte ein Zeitzeuge die Erschießung eines jungen Flakhelfers im Bad Sodener Eichwald. Das hat neue Nachforschungen ausgelöst. Um weitere Informationen (für die zweite Auflage der Dokumentation) zu erhalten, wandten sich die BDPlerInnen per Zeitungsartikel mit der Bitte an die Öffentlichkeit, in dieser konkreten Frage die SpurensucherInnen zu unterstützen. Einige Hinweise führten schließlich in den Hunsrück, wo es gelang, Grab und Totenbrief eines der beiden erschossenen Jungen ausfindig zu machen. Seine noch lebende Schwester erzählte den jungen Geschichtsforschern schließlich die ganze Geschichte, die wir hier abdrucken möchten:

Zeitungsartikel

aus der Bad Sodener Zeitung vom 23. 3. 83: „Wer kannte den erschossenen Flakhelfer? Suchmeldung des Bundes Deutscher Pfadfinder Die Gruppe „Spurensicherung“ des Bundes Deutscher Pfadfinder (BDP), die das Spurensicherungsheft „...als wenn nichts gewesen wäre – Fragen an Zeitzeugen zu ihrem Leben im Faschismus“ herausgegeben hat – ist bei ihren Recherchen über den Alltag im deutschen Faschismus auf einen Fall gestoßen, bei dessen Lösung sie die Öffentlichkeit um Unterstützung bittet.

In den letzten Kriegstagen wurde in Bad Soden ein junger Mann aufgefunden, der,

offenbar noch mit 16 Jahren als Flakhelfer eingesetzt, die Schrecken des Krieges nicht mehr ertragen konnte und mit den Nerven völlig fertig war. Dieser Junge soll aufgegriffen und als Deserteur standrechtlich vor einer Eiche im Bad Sodener Eichwald erschossen worden sein. Seine Eltern holten die Leiche ihres Sohnes nach der Erschießung und beerdigten ihn an ihrem Wohnort. Deshalb gibt es keine Eintragungen beim Bad Sodener Standesamt.

Da es sich vermutlich um einen zur Flak eingezogenen HJ-Jungen handelte, müssten eigentlich seine ehemaligen Kameraden wissen, wie er hieß und wo er genau hingeringelt wurde. Das Andenken an diesen Jungen soll geehrt werden. Deshalb wird dringend um Nachricht oder Hinweise gebeten an: BDP Main-Taunus, Sauererlenstraße 3, 6231 Schwalbach.“

Wendelin Bauer: Wie die Faschisten halbe Kinder in den Krieg jagten um sie nachher selbst umzubringen

Bis zu seinem 17. Lebensjahr lebte Wendelin Bauer in Külz, einem Bauerndorf im Hunsrück. Wendelins Vater, Eisenbahner im nahegelegenen Simmern, war ein sehr korrekter Beamter, ohne jedoch je in die NSDAP einzutreten. Auch Wendelin begann bei der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft eine Ausbildung.

Im Juni 1944 wurde der Siebzehnjährige in ein „Wehrtüchtigungslager“ nach Weimar einberufen. Er hatte viel Heimweh, Wendelin war bis dahin nie länger von zu Hause weg gewesen. „Er sah damals zum ersten Mal den Rhein“, erzählte ein Schulfreund. Nach vier Monaten Ausbildung musste er im Oktober 1944 in die Flakeinheit (Luftabwehr) eines Infanteriebataillons nach Nordhessen einrücken.

Zwei andere gleichaltrige Schulkameraden aus Külz und Simmern waren bei einem Bombenangriff auf das Wehrtüchtigungslager ums Leben gekommen.

Die Alliierten rückten immer weiter vor, auch vom militärischen Standpunkt her wurde der Krieg immer aussichtsloser. Im März 1945 schickte der Befehlshaber des Infanteriebataillons seine Leute nach Hause (ein Befehl, für den dieser Offizier niemals einen Orden erhalten wird...).

Die Jungen zogen Zivilkleidung an, um nicht als Deserteure aufgegriffen zu werden – auf Fahnenflucht stand die Todesstrafe – und versuchten, zu Fuß ihre Heimatorte zu erreichen.

Wendelin hatte sich bis Assmannshausen durchgeschlagen, Külz war noch einen Tagesmarsch, 25 km, entfernt.

Doch noch war der Rhein zu überqueren, dessen Ufer die Nazis streng kontrollierten.

Auf der anderen Rheinseite waren schon amerikanische Fahrzeuge zu sehen, schon am 15. März waren die Amerikaner in Simmern einmarschiert.

Wendelin hatte seit Tagen nichts mehr gegessen, und er war müde. Im Morgengrauen des nächsten Tages, so hatte er mit einem Bootsbesitzer vereinbart, solle er ihn über den Rhein setzen.

Wendelin meldete sich bei der in Assmannshausen lebenden Tante eines Schulkameraden, um dort die Nacht zu verbringen. Die Frau nahm ihn auf.

Doch Kurt B., der ehemalige Schulfreund Wendelins, war fanatischer Nazi: Wendelin wurde am nächsten Morgen vom Boot herunter verhaftet. Sein ehemaliger Schulkamerad hatte ihn bei der Assmannshausener SS-Einheit verraten. „Kettenhunde“, SS in Zivil, hatten zugegriffen.

Wendelin wurde in Assmannshausen einge-



Im Bad Sodener Hotel Adler waren die Gefangenen eingesperrt

sperrt. Zusammen mit anderen „Volksverrättern“, so nannten die Nazis Deserteure, wurde er auf einen LKW verladen.

Der Transport ging nach Bad Soden im Taunus. Unterwegs gelang es einigen der Gefangenen zu fliehen. Die restlichen Gefangenen – unter ihnen Wendelin – wurden in der Kommandantur, damals im Hotel Adler untergebracht, einige Tage eingesperrt. Sie erhielten weder etwas zu essen noch zu

trinken. Am 26. März schließlich wurden die Gefangenen zum heutigen Kreisaltersheim am Eichwald geführt, das damals als Lazarett diente. Hier tagte das Standgericht. Während der Verhandlung gab ein Militär Wendelin Gelegenheit zur Flucht: Er sollte sich durch das Toilettenfenster absetzen, doch ein SS-Mann bemerkte dies und drohte: „Wenn du das machst, wirst du auf der Straße wie ein Hund erschossen.“ Wendelin

fand den Mut zur Flucht nicht. Er wurde wegen Fahnenflucht zum Tod durch Erschießen verurteilt. Ein zweiter Junge erlitt dasselbe Urteil.

Die Exekution sollte im Eichwald stattfinden. Die Verurteilten wurden vor das Altersheim gebracht, begleitet von einem katholischen Militärpfarrer. Hier soll es Auseinandersetzungen zwischen Passanten, Militärs und SS gegeben haben, in dem Sinne, dass die

Passanten äußerten, es sei eine Schande, so einen jungen Kerl zu erschießen.

Die anwesenden Soldaten, Luftwaffenangehörige aus Eschborn, sollen sich daraufhin geweigert haben, die Exekution durchzuführen. Die SS drohte den Passanten dagegen, wenn sie nicht verschwänden, würden sie denselben Weg gehen wie die zum Tode Verurteilten. (Der Wahrheitsgehalt dieser Passage ist nicht gesichert, die Information stammt aus dritter Hand. Es ist möglich, dass diese Information eine eigene Bad Sodener Geschichtsbewältigung darstellt, wie es genauso möglich ist, dass tatsächlich Passanten den Mut aufbrachten, sich gegen die Nazis zu stellen.)

Zwei Frankfurter SS-Männer fanden sich schließlich bereit, die zwei Jungen zu erschießen. Unter Tränen hatte Wendelin, auf einem Stein sitzend, einen Abschiedsbrief an seine Eltern geschrieben: „Macht euch keine Gedanken um mich, ich habe gut gebeichtet.“

Die Verurteilten wurden von den zwei SS-Männern abgeführt. Kurze Zeit später waren aus dem Eichwald mehrere Schüsse zu hören.

Die Leiche Wendelins verscharften seine Mörder noch notdürftig, die Leiche des anderen Jungen ließen sie liegen. Die SS-Schergen zogen ihre Uniformen aus und setzten sich nach Frankfurt ab, wo zur selben Zeit die Alliierten einmarschierten.

In Külz hatte es schon bald nach Wendelins Erschießung Gerüchte gegeben. Anfangs wollte die Familie sie nicht wahrhaben.

Doch als Wendelin sich nicht meldete, fuhr Josef Bauer, Wendelins Vater mit dem Fahrrad nach Bad Soden. In Bad Soden wollte anfangs niemand von der Erschießung gehört haben. Nach weiterem Nachfragen

wurde Josef Bauer erklärt, „es ist nicht mehr dazu gekommen, der Junge ist geflüchtet“.

Doch Josef Bauer suchte weiter, untersuchte jeden Erdwall im Eichwald. Ein Mann kam ihm schließlich dort entgegen und fragte ihn, was er suche. Ja, er wisse von der Erschießung. Frau E., die Schwester eines Freundes von Wendelin, die damals zufällig im Lazarett am Eichwald arbeitete und auch die Schüsse gehört hatte, wurde hinzugezogen. Sie führte die Männer zum Rehgraben, ein nahe dem Lazarett gelegenes Fichtenwaldstück. Unter einem frisch aufgeworfenen Erdhügel fand Josef Bauer die Leiche seines Sohnes. Acht Einschüsse von Dum-dum-Geschossen (Patronen mit gehacktem Blei, völkerrechtlich geächtet) wies sein Körper auf.

In einem Zinksarg wurde die Leiche Wendelins mit Hilfe der französischen und amerikanischen Alliierten nach Külz überführt und auf einem nahegelegenen Friedhof unter großer Anteilnahme vieler Külzer beerdigt. Aber auch andere Stimmen gab es: Frauen von Erznazis äußerten, ihre Männer hätten ja auch nicht einfach von der Truppe desertieren können, und überhaupt kämen die Nazis noch mal zurück. Die zwei SS-Leute, die die zwei Jungen ermordeten, wurden in Simmern kurzzeitig eingesperrt, auf Initiative des dortigen französischen Standortkommandeurs.

Jemand in der Kommandantur gab Frau Bauer, Wendelins Mutter, eine Pistole, doch sie ließ die Mörder ihres Sohnes leben. Auch der Vater war der Ansicht, Wendelin sollte in Frieden ruhen, sie wollten nicht mit denselben Mitteln wie seine Mörder Vergeltung üben.

In Bad Soden wurde die Leiche des zweiten erschossenen Jungen, die nicht vergraben

Erinnerung

Demonstration der Pfadfinder /

VON WOLFGANG HEIDECKE

Vor 60 Jahren wurden zwei junge Männer kurz vor Kriegsende standrechtlich als Deserteure im Eichwald erschossen. Mit einer Demonstration will der Bund Deutscher Pfadfinder (BDP) am Freitag auf die damaligen Ereignisse aufmerksam machen.

BAD SODEN/SCHWALBACH · 11. APRIL · Was sich damals, in jenen letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs, in Bad Soden ereignete, versuchte der Kreisverband des Bund Deutscher Pfadfinder in Schwalbach zu recherchieren. In dem 103-seitigen Band „...als wenn nichts gewesen wäre“ hatte er bereits 1987 die Ergebnisse veröffentlicht.

Demnach wurde der 17-jährige Wendelin Bauer aus dem Hunsrück-Dorf Külz im Juni 1944 in ein Wehrrerüchtigungslager nach Weimar einberufen. Nach vier Monaten kam er in die Flak-Einheit eines Infanteriebataillons in Nordhessen. Als die Alliierten immer weiter vorrückten, schickte der Befehlshaber des Infanteriebataillons die jungen Leute im März 1945 nach Hause. In Zivilkleidung machte sich Wendelin Bauer auf den Weg in Richtung Heimat und erreichte Assmannshausen am Rhein, 25 Kilometer von seinem Elternhaus entfernt. Doch die Wehrmacht bewachte den Fluss rigoros, während auf der anderen Rhein-Seite schon US-Fahrzeuge zu sehen waren. Mit einem Bootsbesitzer vereinbarte Wendelin die Rhein-Überfahrt am kommenden Mor-

worden war, ein makabres Opfer jenes Klein-geistes, der so viele Verbrechen des Naziregimes erst möglich gemacht hat: Die Leiche wurde nachts auf Sulzbacher Gemarkung geschafft, um den Makel des Mordes von den Sodener Gemeindegrenzen zu nehmen. Die Sulzbacher legten die Leiche wieder zurück und so wurde der Tote mehrmals hin- und hergeschafft, bis sogar ein Sodener Pfarrer von der Kanzel herunter seine Gemein-

an Todesschüsse im Eichwald

Gedenkstein kaum zu finden / Keine Unterstützung durch Magistrat

wurde jedoch verraten, nachts verhaftet und nach Bad Soden transportiert.

Nach Erkenntnissen des BDP wurden die Gefangenen am 26. März zu einem Lazarett im Eichwald geführt, heute das Kreisaltenheim. Hier tagte das Standgericht, das den gerade 18 Jahre alten Wendelin Bauer und einen weiteren, unbekanntes Jungen wegen Mordflucht zum Tod verurteilte. Vor dem Verurteilung soll es zu Auseinandersetzungen zwischen Passanten, Wehrmacht und Schutzstaffel (SS) gekommen sein. Daraufhin hätten sich die Wehrmachtangehörigen, Soldaten der Luftwaffe aus Eschborn, geweigert, die Exekution vorzunehmen. Schließlich hätten zwei Frankfurter SS-Männer die Aufgabe übernommen und die beiden Jungen erschossen. Kurz darauf seien bereits die Amerikaner in Frankfurt einmarchiert. Der BDP weist in seiner Darstellung darauf hin, dass der Wahrheitsgehalt der Details von der Erschießung nicht gesichert ist. Außerdem seien noch einige Fragen offen.

Wer war der andere erschossene junge Mann, ein Lehrersohn aus Limburg? Wer war der Geistliche, der den Verurteilten beistand, und warum ausgerechnet wurden die Gefangenen nach Bad Soden gebracht? Nach Erkenntnissen des BDP hatte der damalige Förster aus Eigeninitiative die Stelle der Erschießung mit einem schlichten, rechteckigen, etwa einen Meter hohen Stein markiert, der heute noch dort steht. Im Jahr 1990 errichtetes Hinweisschild wurde von Unbekannten mehrfach

zerstört und dann nicht mehr aufgestellt. Nach Ansicht des Kreissprechers des BDP-Fördervereins, Herbert Swoboda, wurden die angeblichen Deserteure, kaum Erwachsene, völlig sinnlos getötet. Swoboda weist auf den Umstand, dass Wendelin Bauer und sein Wehrmachtkamerad bereits aus dem Dienst entlassen waren, als sie festgenommen und erschossen wurden. Nach Informationen des BDP wurde die Leiche

von Wendelin Bauer, die acht Einschusslöcher aufwies, von seinen Eltern nach Kütz geholt. Sein Name wurde dort auf einer Gedenktafel unter den Namen der Gefallenen aufgeführt. Die SS-Männer, die die Erschießung vollstreckten, seien auf Initiative des französischen Standortkommandeurs in Simmern festgenommen worden. Angeblich sei Wendelins Mutter die Gelegenheit gegeben worden, die beiden Männer zu töten, was sie aber nicht tat.

Laut BDP sei der Magistrat der Stadt Bad Soden mehrfach gebeten worden, auf das Schicksal der beiden „Deserteure“ entsprechend hinzuweisen – bisher ohne Erfolg. „Die Stadt Bad Soden darf diesen Vorfall nicht totschweigen“, fordert Herbert Swoboda. Auf Anfrage der FR sagte Bürgermeister Norbert Altenkamp (CDU), er könne den Eingang eines BDP-Schreibens nicht bestätigen. Zudem gebe es Unklarheiten zu den Daten und dem tatsächlichen Ablauf im März 1945. Er habe allerdings auch nicht vor, dem Magistrat vorzuschlagen, der Bitte der Pfadfinder nachzukommen. Die Stadt erinnere an die Toten mit einem Gedenkstein an Stelle der israelitischen Kuranstalt in der Talstraße sowie an der zentralen Gedenkstätte auf dem Friedhof Falkenstraße. Damit sei dem Andenken der Opfer beider Weltkriege genüge getan. „Für uns gibt es keine guten oder schlechten Opfer“, sagt Altenkamp.



Filme vom NS-Reichsparteitag gehörten zum Pflichtprogramm im Sodener Kino.

TREFFPUNKT zur Demo ist am Freitag, 15. April, 18 Uhr, der Sodener Bahnhofsvorplatz.

Die Diskussion ist auch heute noch aktuell: Beitrag aus der Frankfurter Rundschau vom 12. April 2005

dem Mitglieder hart angriff. Die Leiche des Jungen soll später von seinen Eltern abgeholt worden sein.

aus der Dokumentation

„Als wenn nichts gewesen wäre. Fragen an Zeitzeugen

zu ihrem Leben im Faschismus

Dokumente aus Bad Soden, Schwalbach und Hofheim,

2. erweiterte Auflage 1987

„WO WAREN SIE INHAFTIERT?“ „IN AUSCHWITZ.“ „SUPER.“

Arbeiten bei der Claims Conference

Von Mitte 2001 bis Mitte 2003 arbeitete ich bei der Claims Conference in Frankfurt. Die Conference on Jewish Material Claims against Germany (oder kurz: Claims Conference) ist eine gemeinnützige Organisation, die im Rahmen der Wiedergutmachung jüdischen Opfern der nationalsozialistischen Rassenverfolgung weltweit nach bestimmten vorgegebenen Richtlinien Beihilfen gewährt. Zu diesen Beihilfen zählen unterschiedliche Rentenfonds, in denen Geschädigten monatliche Unterstützung gezahlt wird. Im Rahmen der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ der deutschen Regierung und Industrie bearbeitet sie als Partnerorganisation Ansprüche auf Entschädigung wegen geleisteter Zwangsarbeit. Auch einige der Entschädigungsprogramme, die aus dem so genannten „Schweizer Abkommen“ („Settlement Agreement“) entstanden, wurden von der Claims Conference betreut. Die Claims Conference ist eine Organisation, die weltweit agiert. Neben zahlreichen Hilfsorganisationen in vielen Ländern hat die Claims Conference ein Büro in Frankfurt und Tel Aviv. Der Hauptsitz der Claims Conference ist in New York. In New York und Tel Aviv sind ausschließlich Juden

≈

und Jüdinnen bei der Claims Conference

beschäftigt, in Frankfurt gibt es auch nicht-jüdische MitarbeiterInnen.

Weil viele Opfer des Holocausts kein Anrecht auf Entschädigungszahlungen aus dem Zwangsarbeiterfonds hatten waren wir über jeden Anrufer und jede Anruferin erleichtert, der oder die uns gesetzlich anerkannte Orte nannte, in denen er oder sie inhaftiert war. Auschwitz etwa zählte dazu. Dies führte manchmal zu absurden Dialogen. Wie der alltägliche Umgang mit Opfern des Holocausts und die Auseinandersetzung mit den vielen unfassbaren Schicksalen wirklich funktionierten, kann ich schwer in Worte fassen. Jedenfalls ist es nicht leicht auf eine E-Mail zu antworten, in der eine Überlebende detailliert beschreibt, wie sie in Auschwitz als Säugling zwei Jahre lang von ihrer Mutter in einer Kiste versteckt das Lager überlebte. Oder auf eine Anruferin zu reagieren, die erzählte, wie ihre Schwester kurz nach der Befreiung Bergen-Belsens dort dennoch starb – ihr Zustand war schon zu schlecht gewesen als dass sie noch hätte gerettet werden können.

Neben unzähligen Telefonaten mit ehemaligen ZwangsarbeiterInnen betreute ich für Europa den Schweizer Banken Fonds der Claims Conference. Dort kümmerte ich mich

u. a. um die Abwicklung des Schweizer Flüchtlingsprogramms. Das Schweizer Flüchtlingsprogramm ist eines von fünf Entschädigungsprogrammen, das aus dem „Schweizer Abkommen“ hervorging. Das „Schweizer Abkommen“ war das Ergebnis von Verhandlungen auf Grundlage des so genannten „Schweizer Banken Vergleich“ bzw. „Swiss Banks Settlement“. Dieses kam in den USA aus einer Reihe von Sammelklagen gegen drei Schweizer Banken zustande, denen vorgeworfen wurde, Vermögen von Opfern des Holocausts einbehalten und mit den Nationalsozialisten zusammengearbeitet zu haben.

Das Schweizer Flüchtlingsprogramm richtet sich zum einen an Opfer des Holocausts, die versucht hatten zwischen 1933 und 1945 in die Schweiz einzureisen und an der Grenze abgewiesen wurden bzw. während dieser Zeit aus der Schweiz ausgewiesen wurden. Zum anderen werden damit Opfer angesprochen, die als Flüchtlinge in die Schweiz gelangten, dort aber in Lagern inhaftiert waren und in der Schweiz Zwangsarbeit leisten mussten. Da die Schweiz während des Holocausts offiziell den Status eines „neutralen Landes“ einnahm, hätte die Schweiz in dieser Zeit Flüchtlingen Un-

terstützung gewähren müssen. Insbesondere zwei Entscheidungen der Schweizer Regierung während des Holocausts werden kritisiert. So verlangte die Schweiz von Deutschland seit 1938 die Pässe von Juden mit einem „J“ zu kennzeichnen, damit diese als Juden erkennbar wurden und einfacher an der Grenze zurück gewiesen werden konnten. Außerdem wurde im Jahr 1942 die Grenze für Flüchtlinge ganz geschlossen, die somit dem Schicksal in Konzentrations- und Vernichtungslagern ausgeliefert waren. Die ehemaligen Flüchtlinge mussten Antragsformulare ausfüllen und darin ihre Erlebnisse notieren. Wenn die Geschichte der Flüchtlinge mit den historischen Fakten übereinstimmte, konnte der Antrag anerkannt werden. Alle Erlebnisse wurden in einem kurzen Text zusammengefasst, die dann dem New Yorker Gericht vorgelegt wurden, das die Entscheidung letztendlich fällte. Die Geschichten aller berechtigten AntragstellerInnen sind im Internet aufgeführt www.claimscon.org/index.asp?url=swiss/awards_main. Die Erlebnisse von zwei Antragstellerinnen sind folgendermaßen beschrieben:

„Claimant, born on 5/31/1928 in Germany, fled to Switzerland from France in 1943 with a group of children. She was immediately arrested and taken for interrogation.

Although she was wounded from her journey to Switzerland, she was left untreated. Claimant was forced to march to a reception center, where she was held for seven days in very difficult conditions. Subsequently she was transferred with her little sister to an institution in Bex. During the whole period in Switzerland was denied her freedom, her movement was restricted, and she was constantly subject to Anti-Semitic remarks and humiliating treatment.“

„Claimant, born on 11/11/1932 in Germany, entered Switzerland with her mother and sister. After crossing the border they walked to a detention center in Geneva, where they stayed for four days. On the fourth eve-



Hendryk Mandelbaum, ehemaliger Häftling des“Sonderkommandos“ bei einer Führung mit BDPlerInnen in Birkenau (Auschwitz II)

ning they were expelled from Switzerland. Claimant and her mother were put on a truck, and driven back across the border.“ Die Auszahlungen an AntragstellerInnen im Schweizer Flüchtlingsprogramm sind niedrig. So erhalten ehemalige Flüchtlinge, die an der Grenze abgewiesen wurden oder aus der Schweiz ausgewiesen wurden \$3.625 und diejenigen, die in der Schweiz inhaftiert waren lediglich \$725. Zumindest wurde durch dieses Programm das Unrecht der Schweizer Regierung erstmals individuell geachtet, so dass zumindest der symbolische Wert dieser Zahlungen anerkannt werden kann. Insgesamt erhielten bis heute knapp 4000 Schweizer Flüchtlinge aus 24 Ländern ihre Zahlungen.

Auch aus dem Zwangsarbeiterfonds sind die Zahlungen an über 140.000 ehemalige ZwangsarbeiterInnen abgeschlossen. Die Frau, die als Säugling und Kleinkind in der Kiste überlebte, hat nie einen Antrag ge-

stellt, weil sie keine Zwangsarbeit geleistet hat. Alle, die in der Zwischenzeit verstarben, haben nicht mehr erlebt, dass ihr persönliches Schicksal von Seiten der deutschen Regierung und Industrie zumindest auf diese Art anerkannt wurde – dafür kam das Programm Jahrzehnte zu spät. Der Opfer des Holocausts, die nicht überlebten, können wir lediglich gedenken.

Zurückblickend war meine Arbeit bei der Claims Conference für mich wie das tägliche Eintauchen in die Geschichte. Über diese Erfahrung bin ich sehr dankbar. Dass die Geschichte nicht irgendwo aufhört und wieder neu anfängt, habe ich dort täglich erlebt. Ich hoffe, dass uns dies auch 100 Jahre danach noch bewusst sein wird, wenn die letzten Überlebenden des Holocausts nicht mehr mit uns sprechen können.

Tina Klug, BDP Hessen

Eines der großen nationalsozialistischen Konzentrationslager

DAS KZ NEUENGAMME IN HAMBURG



Wie kann es sein, dass Menschen zu Monstern werden und solche grausamen Dinge tun?

Diese Frage beschäftigte eine Gruppe junger Menschen im Rahmen einer vierstündigen Führung auf dem Weg durch die Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Neuengamme.

Die Gruppe war zusammengesetzt aus englischen und deutschen Jugendlichen zwischen 12 und 17 Jahren, die während der Internationalen Begegnung des BDP Hamburg mit der englischen Partnergruppe vom Youth and Community Centre Ormskirk einen Tagesausflug zur nahe gelegenen Gedenkstätte unternahmen.

Über das 40.000 qm große Gelände führte uns der englisch sprechende Referent Achim Rohde an vielen Stationen vorbei und involvierte die Gruppe durch Fragestellungen und bildliche Darstellungen; für die jüngeren deutschen TeilnehmerInnen wurden die

Ausführungen in Kleingruppen übersetzt, was eine intensivere Betreuung gewährleistete, denn diese Kinder reagierten sehr emotional und sensibel.

Alle Kinder und Jugendliche wurden schon in der Schule mit dem Thema Zweiter Weltkrieg konfrontiert. Die große Altersspanne und das unterschiedliche Herangehen, bedingt durch die Herkunft, warf viele Fragen auf, welche die Einen langweilten und die Anderen überforderten.

Doch einen gemeinsamen Nenner gab es: Nur die Wenigsten hatten schon mal selbst ein ehemaliges KZ gesehen oder betreten. Somit begannen wir den Tag mit ganz verschiedenen Stimmungen und Erwartungen, um teilweise erstmals die Geschichte des Dritten Reiches an einem Ort zu erleben, zu fühlen und zu erfahren, an dem diese Geschichte Wirklichkeit war.

Der Anfang

In dem Hamburger Ortsteil Neuengamme errichtete die SS im Dezember 1938 in einer stillgelegten Ziegelei ein Außenlager des Konzentrationslagers (KZ) Sachsenhausen. Zunächst nahm das SS-Unternehmen „Deutsche Erd- und Steinwerke GmbH“ (DEST) das alte Klinkerwerk mit nur 100 Häftlingen wieder in Betrieb. Durch finanzielle Unterstützung der Stadt Hamburg, die eine Neugestaltung des Hamburger Elbufers mit „Führerbauten“ plante, wurde Neuengamme im Frühsommer 1940 ausgebaut, erhielt eine neue Großziegelei und wurde zu einem eigenständigen Konzentrationslager erklärt.



Die Zeit im Konzentrationslager

In den ersten Jahren wurden fast ausschließlich deutsche Häftlinge aus anderen Konzentrationslagern nach Neuengamme überstellt. Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs kamen Menschen aus allen von Deutschland besetzten Ländern in das Lager, von denen die sowjetischen und die polnischen Häftlinge die größte Gruppe bildeten. Ab 1944 inhaftierte die SS vor allem Gefangene aus den besetzten west- und nordeuropäischen Ländern in Neuengamme, die Widerstand gegen die deutsche Besatzung geleistet hatten.

Die Häftlinge des KZ Neuengamme mussten zunächst bei der Errichtung des Lagers und der neuen Ziegelei, beim Tonabbau in nahe gelegenen Tongruben, bei der Klinkerproduktion, bei der Begradigung eines Seitenarms der Elbe sowie bei der Anlage eines Stichkanals mit Hafenbecken Zwangsarbeit leisten. 1942 richteten der SS-Betrieb „Deutsche Ausrüstungswerke“ (DAW) und eine Reihe anderer Rüstungskonzerne wie die Waffenfabrik Metallwerke Neuengamme auf dem Lagergelände Produktionsstätten für Waffen und andere militärische Produkte ein. Dort und in den über 80 Außenlagern des KZ Neuengamme in ganz Norddeutschland arbeiteten die KZ-Gefangenen nun hauptsächlich für die Rüstungsproduktion. Die ab 1942 von den Nationalsozialisten durchgeführten Maßnahmen für ein „judenfreies“ Reich wurden 1944 aufgegeben. Infolge von wirtschaftlichen Schwierigkeiten, besonders des Mangels an Arbeitskräften, wurden nun verstärkt jüdische Zwangsarbeiter in der deutschen Industrie eingesetzt. So kamen ab April 1944 Tausende von Juden, in der Mehrzahl Frauen, mit Transporten aus den östlichen Lagern nach Neuengamme und in seine Außenlager. Die Zahl der jüdischen Häftlinge im KZ Neuengamme betrug insgesamt etwa 13.000.

Ab 1942 führten SS-Ärzte unter anderem mit Medikamenten zur Flecktyphusbekämpfung, mit künstlichen Tuberkuloseinfektionen sowie mit giftgasverseuchtem Wasser medizinische Experimente an den Häftlingen durch. Im April desselben Jahres suchte eine Ärztekommision im Rahmen der „Aktion 14 f 13 zur Vernichtung lebensunwerten Lebens“ geschwächte Häftlinge sowie Behinderte und Juden aus, die einige

Wochen später in der „Landes-Heil- und Pflegeanstalt“ Bernburg an der Saale umgebracht wurden. Gegen Ende des Jahres 1942 ermordete die SS 448 sowjetische Kriegsgefangene im Lagergefängnis mit dem Giftgas Zyklon B, das nach diesen ersten Versuchen in Neuengamme in Auschwitz zur Massenvernichtung eingesetzt wurde. Des Weiteren wurden mindestens tausend entkräftete Häftlinge insbesondere 1942/43 im Krankenrevier des Hauptlagers Neuengamme durch Giftspritzen getötet.

Das NS-Regime stufte Menschen mit Behinderungen oder (unheilbaren) Krankheiten als nicht lebenswerte Geschöpfe ein und rechtfertigte den Mord an diesen Menschen mit dem wissenschaftlichen Begriff „Euthanasie“. (siehe S. 27)

Das Kriegsende

Als sich britische und amerikanische Truppen Anfang April 1945 dem Hauptlager Neuengamme und seinen Außenlagern näherten, wurde auf Befehl des Reichsführers-SS und „Chefs der Deutschen Polizei“, Heinrich Himmler, mit der Räumung der Lager begonnen. Auf den folgenden „Todesmärschen“ kamen Tausende der KZ-Insassen ums Leben. Die letzten etwa 10.000 im Stammlager verbliebenen Häftlinge wurden Mitte April 1945 in Richtung Lübeck transportiert und auf drei Schiffe verladen, die in der Lübecker Bucht ankerten. Am 3. Mai 1945 wurden die Schiffe von britischen Kampfflugzeugen bombardiert, die sie für Truppentransporter hielten. Die „Cap Arcona“ und die „Thielbek“ brannten aus und gingen unter. 7.000 Häftlinge kamen dabei ums Leben.

Als die alliierten Truppen das Lager Neuengamme betraten, war es komplett „besenrein“ verlassen. Aus diesem Grund existieren vom KZ Neuengamme keine Filmaufnahmen oder Fotografien der Alliierten von Leichenbergen, die man sonst von anderen großen Konzentrationslagern kennt.

Zwischen 1938 und 1945 wurden etwa 106.000 Menschen aus fast allen europäischen Ländern in das Hauptlager Neuengamme und seine Nebenlager eingewiesen, darunter ca. 13.500 Frauen. Von den dort Inhaftierten starben ca. 55.000 aufgrund der unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen. Dies entsprach dem Lagermotto „Vernichtung durch Arbeit“.

Nach dem Krieg

Nach Kriegsende wurden die Gebäude des ehemaligen KZ Neuengamme als Internierungslager für SS-Angehörige, Funktionsträger der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) und der Wehrmacht genutzt. 1948 richtete die Freie und Hansestadt Hamburg eine Justizvollzugsanstalt in einem Teil des ehemaligen Lagergeländes ein.

Im selben Jahr wurde auf dem ehemaligen KZ-Gelände die „Vollzugsanstalt Vierlande“ erbaut. Hamburgs damaliger Bürgermeister Max Brauer sagte in der Eröffnungsrede: *„Um die Erinnerung an diese Vergangenheit durch eine „vorbildliche Gefangenenanstalt“ vergessen zu machen“.*

Gedenken

Wegen der vollständig verlassenen Gebäude, die man nach Kriegsende vorfand, maß man dem KZ Neuengamme zunächst

nicht den Stellenwert eines großen Konzentrationslagers bei, warum das Gelände auch erst relativ spät zur einer Gedenkstätte wurde.

Auf Druck insbesondere der französischen KZ-Überlebenden erfolgte 1953 die Aufstellung einer ersten Gedenksäule auf dem Gelände der ehemaligen Lagergärtnerei, in der die SS die Asche der im Krematorium verbrannten Leichen als Dünger verstreuen ließ. Am gleichen Ort wurde 1965 ein Mahnmal, bestehend aus einer Stele, einer Gedenkmauer mit Nationalitätentafeln und der Skulptur „Der sterbende Häftling“ der Öffentlichkeit übergeben.

Der sterbende Häftling

Die Gedenkstätte wurde 1981 durch ein Dokumentenhaus ergänzt.

Im Februar 1984 stellte die Freie und Hansestadt Hamburg die baulichen Überreste des KZ Neuengamme unter Denkmalschutz. In den folgenden Jahren wurde ein von KZ-Gefangenen erbautes „Plattenhaus“ rekonstruiert und das große KZ-Klinkerwerk durch umfassende Restaurierungsarbeiten vor dem weiteren Verfall bewahrt. Auf dem Gelände des ehemaligen Lagerbahnhofs wurde 1994 die Gleistrasse rekonstruiert und ein historischer Güterwaggon aufgestellt.

Die Ausstellung der Gedenkstätte wurde neu

überarbeitet [unter anderem durch BDPlerinnen aus Hamburg] und wird am 4. Mai 2005 in einem anderen Lagergebäude wieder eröffnet.

Die letzte Station der Jugendgruppe des Hamburger BDP und seiner englischen Gäste war die zur Gedenkstätte gehörende Ausstellung [im März 2005 noch die „Alte“]. Dort konnte jede und jeder selbst einen eigenen Weg durch die persönlichen Gegenstände, Zeichnungen und Berichte der damaligen Häftlinge finden, um die Eindrücke der Gelände-Führung individuell zu ergänzen.

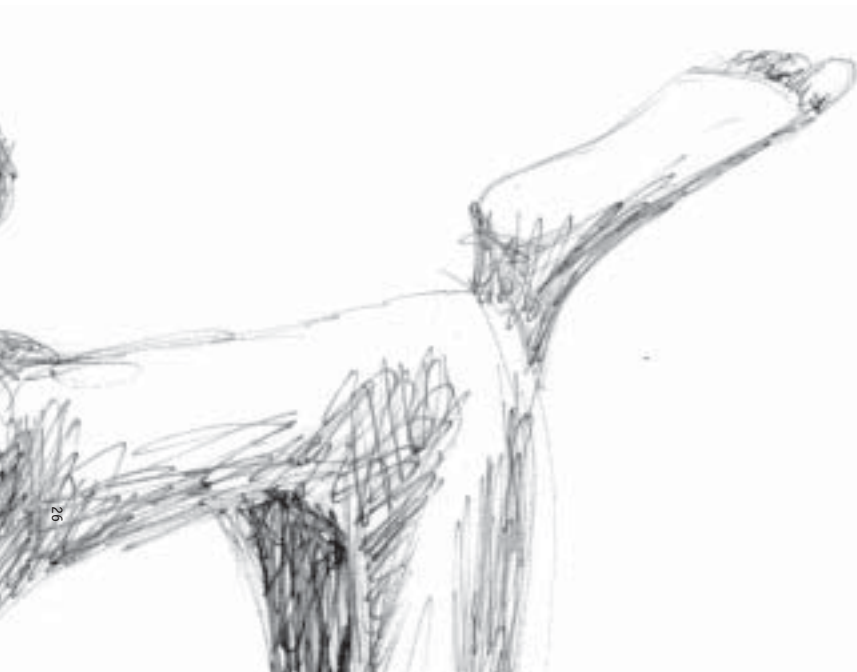
Im Anschluss daran fand eine Aussprache statt, in der die Jugendlichen ihre Gefühle und Eindrücke zum Ausdruck bringen konnten und noch offene Fragen diskutiert wurden.

Wie können Menschen zu Monstern werden, die solche grausamen Dinge tun? Und wie kann es heutzutage, 60 Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, immer noch oder wieder Nazis geben, die sich ja anscheinend mit der Ideologie von damals identifizieren?! Neo-Nazis halten eher Abstand von Gedenkstätten wie Neuengamme, berichtet Achim, Mitarbeiter der Gedenkstätte. Mit irgendwelchen rechten Schmierereien hätten sie so gut wie nie Probleme. Manche glauben einfach nicht daran, was damals Schreckliches passiert ist, sie leugnen immer noch die Existenz der systematischen Inhaftierung und Ermordung Gefangener durch das NS-Regime.

In allen Menschen steckt das Potential, ein Monster zu werden, doch wer sich mit der Vergangenheit auseinandersetzt und die schreckliche Realität der Geschichte des Dritten Reiches zum Beispiel an einem Ort wie Neuengamme hautnah kennen lernt, der hat die Chance, nie ein Monster zu werden.

Wir sind gegen das Vergessen...

Esther Philipps, BDP Hamburg



„EUTHANASIE“



Ende der 30-er Jahre gab das Rassenpolitische Amt der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) ein Werbeplakat heraus, das einen sitzenden, offenbar bewegungsunfähigen verküppelten Mann und einen hinter ihm stehenden Pfleger zeigt. Die bildliche Aussage wird durch den Satz „60.000 RM kostet dieser Erbkrank die Volksgemeinschaft auf Lebenszeit“ und den Hinweis „Volksgenosse das ist auch Dein Geld“ verdeutlicht: Behinderte und unheilbar Kranke wurden aus der stets propagierten Volksgemeinschaft - ähnlich den Juden, Sinti und Roma und anderen Gruppen - ausgegrenzt. Ihr Tod bedeutete eine Einsparung für jeden gesunden „Volksgenossen“. Mit den anthropologischen, genetischen und eugenischen Forschungen der „Rassenhygieniker“ wurde ab Herbst 1939 der als „Euthanasie“ bezeichnete Mord an den Menschen gerechtfertigt, deren Leben nach NS-Ideologie „nicht lebenswert“ war. Aus der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Euthanasie“ vom „guten“ oder „schönen Tod“ wurde im NS-Regime die Pflicht des Staates abgeleitet, sich der von den Nationalsozialisten als „Defektmenschen“ und „Ballastexistenzen“ titulierten Behinderten zu entledigen. Der Ermordung unheilbar Kranker und

Behinderter hatte Adolf Hitler im Oktober 1939 mit einem auf den 1. September zurückdatierten und auf seinem Privatbogen verfassten Schreiben die Ermächtigung gegeben: „unheilbar Kranken ... [sollte] der Gnadentod gewährt werden“. Die Rückdatierung des Erlasses verdeutlichte, dass mit Beginn des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 auch der innere Krieg gegen Menschen begonnen hatte, die dem Rassenideal der Nationalsozialisten nicht entsprachen und somit als „schädlich“ und „wertlos“ galten. Adressiert war das Schreiben an Philipp Bouhler (1899-1945), Leiter der „Kanzlei des Führers“, und Hitlers Leibarzt Karl Brandt (1904-1948). Unter der Tarnbezeichnung „Aktion T 4“ - benannt nach dem Sitz der Organisationszentrale in der Berliner Tiergartenstraße 4 - setzten sie mit Unterstützung von Ärzten, Pflegekräften und Verwaltungsbeamten in verschiedenen Tötungsanstalten in Deutschland den Massenmord an geistig Behinderten und anderen „unerwünschten Elementen“ um.

Für die „Aktion T 4“ wurden verschiedene Tarngesellschaften gegründet, über die das „Euthanasie“-Programm abgewickelt wurde: In der „Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten“ entwarf ein Ärzteteam Meldebögen und ärztliche Gutachten über Behinderungen. Die „Gemeinnützige Krankentransportgesellschaft“ organisierte die Verlegungstransporte - zumeist in grauen Bussen. Der „Allgemeinen Stiftung für Anstaltswesen“ oblag das Personalwesen. Ende 1939 begann die Versendung der Meldebögen zur „planwirtschaftlichen Erfassung“ der Anstaltspatienten. Es wurde nach Art der Krankheit, Dauer des Anstaltsaufenthalts und Arbeitsfähigkeit gefragt. Nur anhand der ausgefüllten Formulare entschieden dann je drei der etwa 30 Gutachter (Ärzte, Hochschullehrer und Anstaltsleiter) unabhängig voneinander über Leben und Tod der Patienten. Bei abweichenden Beurteilungen sprach ein

Obergutachter das endgültige Urteil. „Todeskandidaten“ wurden in die „Euthanasie“-Anstalten Grafeneck, Brandenburg, Hartheim, Pirna, Bernburg und Hadamar gebracht. Dort wurden bis August 1941 insgesamt rund 70.000 Menschen - zumeist durch Vergasungen oder Injektionen - ermordet. Bei den ersten Vergasungen der „Aktion T 4“ in Brandenburg 1940 wurden die Opfer in als Duschräume getarnte Gaskammern geführt.

Die Leichen wurden sofort eingeäschert, um Untersuchungen durch Angehörige zu unterbinden. Diese erhielten Schreiben mit fingierten Todesursachen und Sterbeorten. Dennoch weckten eindeutig falsche Angaben zur Todesursache und die Häufung der Todesfälle in den einzelnen Anstalten Misstrauen, so dass die „Aktion T 4“ nicht lange geheim gehalten werden konnte. Am 3. August 1941 prangerte der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, die Tötungsaktionen in einer Aufsehen erregenden Predigt öffentlich an. Mit Rücksicht auf die Stimmung in der aufgebracht Bevölkerung, ließ Hitler das „Euthanasie“-Programm daraufhin offiziell einstellen. Über 30.000 Behinderte starben jedoch anschließend noch in geheim weitergeführten Tötungsaktionen. In vielen öffentlichen Heil- und Pflegeanstalten wurden Patienten durch Injektionen oder durch eine Überdosis Beruhigungsmittel umgebracht. Auch schwer tuberkulosekranke und arbeitsunfähige Zwangsarbeiter zählten zu den Opfern dieser so genannten wilden Euthanasie. Zudem gab es zahlreiche Sonderaktionen wie die „Aktion 14f13“. Dabei wurden psychisch Kranke und andere Häftlinge in Konzentrationslagern ausgesondert und mit Giftgas ermordet. Der Name leitete sich aus dem Aktenzeichen der Tötungsaktion her: 14 stand für Todesfälle im KZ und 13 für die Todesart: Vergasung.

Esther Philipps, BDP Hamburg

WIE ICH DAS ENDE DES KRIEGES ERLEBTE



Der Autor und sein Bruder im Sommer 1945. Praktischerweise hatte die Mutter eine mechanische Haarschneidemaschine mitgenommen, so dass eine Glatze gegen den Läusebefall im Flüchtlingslager kein Problem war.

Anfang Mai 1945 saß ich, knapp sechsjährig, mit dem gleichaltrigen Heini, der im selben Haus wohnte, mehrere Tage in unserer Waschküche im Souterrain und verbrannte Bücher. Nicht irgendwelche, sondern solche mit Nazi-Inhalten, deren Besitz einem bei bevorstehenden Hausdurchsuchungen von Rotarmisten oder – schlimmer noch – rachsüchtigen Tschechen zum Verhängnis werden könnte. Noch war es nicht

so weit. In der Teplitzer Straße gruben alte Männer des „Volkssturms“ die Straße auf und errichteten aus Balken Panzersperren. Die deutsche Armee war in Auflösung, und Soldaten im Laufschrift versuchten, die sich wieder zurückziehenden amerikanischen Linien zu erreichen, um dort und nicht bei den Russen in Kriegsgefangenschaft zu gehen. Derweil rückten die Panzer der Roten Armee weiter vor. Wer sollte sie noch aufhalten? Mein Vetter Fred, schon länger als Flakhelfer neben der Schule her im Einsatz, war als Soldat eingezogen und wurde an der Panzerfaust und am Gewehr ausgebildet. Als Uniform hatte man ihm und seinen Altersgenossen die von Wehrmachts-helferinnen verpasst, denn richtige Männeruniformen waren den 16-Jährigen zu groß.

Meine Mutter organisierte alles für einen behelfsmäßigen Umzug zu meiner Tante. Das Haus, in dem wir zur Untermiete wohnen (mit zwei weiteren Frauen mit je zwei kleinen Kindern) hatte vor der Schaffung des Protektorats einem tschechischen Besitzer gehört, dessen Rückkehr und damit den Rauswurf man fürchtete. Spannung und Angst lagen in der Luft, während Heini und ich weiter zündelten. Mit Bedauern mussten wir Jungs mitansehen, wie ein nagelneuer SS-Dolch im Plumpsklo versenkt wurde. So ein schönes Messer! Die Front rückte näher, man hörte es Tag und Nacht. Die drei Mütter übten Verbarrikadieren, schafften einen Schrank an die Haustür und richteten das mittlere Stockwerk für alle zum Schlafen her, auch dort schwere Schränke an der Flurtür. Dann war es so weit, die Russen sind da! Zwei Schüsse

hatten die mühselig errichtete Panzersperre weggeblasen. Aus den Fenstern mussten weiße Tücher herausgehängt werden, zum Zeichen der Kapitulation. Später rote Fahnen. Die gab es nicht. Also wurde auf Rat von Tschechen das Hakenkreuz herausgeschnitten, schon war die Fahne rot. Mein Vetter hatte Glück. Zwar war der Duxer HJ-Bannführer dagegen gewesen, die Jungs zurückzuholen, aber ein einsichtiger Kommandant hatte die Jugendlichen so rechtzeitig zurückgeschickt, dass sie den Einzug der russischen Panzer in Zivilklamotten sehen konnten, sichtlich beeindruckt von deren Mächtigkeit und froh, nicht gegen diese eisernen Ungetüme antreten zu müssen. Wir blieben im Haus. Sehr zur Beunruhigung meiner Mutter war ihr alter Onkel, Sägewerksbesitzer aus Teplitz, bei uns untergekrochen, weil er die Rache aus dem Protektorat zurückgekommener Tschechen – aus welchen Gründen auch immer – fürchtete. Sobald es an der Haustür klingelte, versteckte er sich, ein einziges Nervenbündel, im Kohlenkeller, einen Mantel über seinen Pyjama gezogen, in dem er auch am Tag rumlief. Uns Kindern kam er sehr merkwürdig vor, zumal wir keine Männer im Alltag kannten, denn die Väter waren alle im Krieg und es war unklar, ob sie noch lebten. Irgendwann ist er dann doch wieder in sein eigenes Haus zurückgekehrt.

Die Sieger hielten wilde Feiern ab, forderten Schnaps, Schmuck und Frauen. Einmal wurden wir nachts wach und sahen, wie einer der Doppelkirchtürme der katholischen Kirche lichterloh brannte. Besoffene Rot-

armisten hatten ihn in Brand geschossen. Anderntags wurden Putzfrauen rekrutiert, sie mussten die Säle säubern. Und was findet eine Frau voller Schreck? Unter all dem Feiertüll liegt ein Mensch. Reglos, aber nicht tot, sondern sturzbetrunken.

Männer, die sich an der Haustür nicht abwimmeln lassen, werden mit Schmuck besänftigt. Davon haben unsere Mütter zwei Kategorien: wertvollen und Strass. Weggegeben wird der weniger wertvolle, außer durch Mutter Perner, der in der Aufregung eine Verwechslung passiert. Nachts sind Haus und Wohnung verbarrikiert, und es wird mehr als einmal wild an die Türen getrommelt. Einmal schafft es einer bis an die Flurtür: Pst! Nichts sagen! Wir halten alle den Atem an. Endlich geht er.

Schauergeschichten werden erzählt von Misshandlungen und Vergewaltigungen. Ein bekanntes Bauernehepaar hatte beschlossen, zu sterben, um der Schande der Niederlage zu entgehen. Nachdem der Bauer seine Frau und die fünf Kinder mit der Axt erschlagen hatte, fehlte ihm die Kraft, sich selbst umzubringen.

Wir Kinder sollen das offensichtlich nicht mitkriegen oder können mit den Begriffen nichts anfangen. Was wusste damals schon ein Sechsjähriger von Vergewaltigung? Aber das kriegen wir mit, dass viele Leute den Gashahn aufgedreht haben. Auch Verwandte meiner Mutter, alte Leute, die keine Perspektive mehr sahen.

Eines Nachts, sie wähen alle sechs Kinder

im Schlaf, erwägen die drei Mütter einen kollektiven Selbstmord durch Gas. Die älteste, die achtjährige Edith aber, lag wach und schrie: „Ich will nicht sterben.“ Da kamen die Frauen wieder zur Vernunft.

Wochen später werden alle Deutschen straßenweise ausgesiedelt, zu Fuß, Richtung Sachsen. So geht der Propagandaschrei der Sudetendeutschen vor dem Anschluss ans Deutsche Reich 1938 und damit der Zerschlagung der Tschechoslowakischen Republik auf zynische Weise in Erfüllung: „Wir wollen heim ins Reich!“

Aber das ist eine andere Geschichte. Meine Tante Finni hat sie auf mein Drängen hin aufgeschrieben - „Die Geschichte unserer Vertreibung“. Ich kann sie nicht lesen, ohne dass mir alles wieder hochkommt. Was ich aus dieser Zeit verdrängt habe, weiß ich nicht und wollte es bisher auch nicht wissen. Mein Bruder, drei Jahre alt, fing damals an zu stottern. Es passiert ihm heute noch, wenn er sich aufregt.

Geblichen ist mir eins: abgrundtiefe Abneigung gegen Krieg, Faschismus und alles Militärische. Aber vielleicht kommt daher auch mein Engagement für internationale Begegnung und Verständigung.

Ein BDPLer
geb. 21.5.1939

VERGESSENE LAGER

DP-Lager – Eine wenig bekannte Facette deutscher Nachkriegsgeschichte

Bei Kriegsende im Mai 1945 waren alle nationalsozialistischen Konzentrationslager aufgelöst. Die Bilder von ausgemergelten Menschen und von unfassbaren Leichenbergen gingen um die Welt. Doch für Viele war mit der „Befreiung“ das Leben in Lagern keineswegs beendet.

Neben den deutschen Kriegsgefangenen, Internierten, Flüchtlingen und Vertriebenen lebten auch ehemalige Insassen der Konzentrationslager, Zwangsarbeiterinnen und von Deutschen Verschleppte lange Zeit auf deutschem Boden in Lagern. Die letztgenannten Personen, die sich aus Kriegsfolgegründen außerhalb ihres Staates befanden, die zwar zurückkehren oder eine neue Heimat finden wollten, dies aber ohne fremde Hilfe nicht zu leisten vermochten, wurden unter dem Begriff der ‚Displaced Persons‘ (DPs) erfasst. Sie verbrachten zum Teil noch mehrere Jahre in sogenannten DP-Lagern.



Davidstern in der ehemaligen Synagoge des DP-Lagers in Ziegenhain, südlich von Kassel

Als die alliierten Armeen Deutschland 1945 besetzten, trafen sie allein in den drei westlichen Zonen auf etwa 6,5 bis 7 Millionen DPs. Eine vergleichsweise kleine Gruppe bildeten zunächst die 50 000 bis 75 000 jüdischen Überlebenden. Noch im Jahr 1945 konnte, trotz widriger Umstände, der größte Teil der DPs repatriert, also in die entsprechenden Heimatländer zurückgebracht

werden. Insbesondere die Rückführung der aus Osteuropa stammenden DPs gestaltete sich allerdings schwierig. Gerade die ehemaligen Häftlinge aus der Sowjetunion fürchteten Repressalien in ihrer alten Heimat, da sie sich dem Vorwurf der Kollaboration ausgesetzt sahen. Ebenso war die Repatriierung der jüdischen Überlebenden kaum möglich. Ihre Familien waren ermordet, ihre

Existenz vernichtet worden. Zudem hatten sie Angst vor offenem Antisemitismus in ihrer (ehemaligen) Heimat. Die so verbleibenden Menschen wurden in eigens dafür eingerichteten Lagern, etwa in Krankenhäusern, ehemaligen Kasernen und Industriearbeitersiedlungen untergebracht. Großlager für jüdische DPs entstanden zum Beispiel in Föhrenwald, Landsberg am Lech und Feldafing bei München. Besonders in der amerikanischen Besatzungszone entstanden dutzende dieser Art Lager. Eher selten hingegen lebten DPs in von den Militärbehörden beschlagnahmten Gebäuden inmitten der einheimischen Bevölkerung. Zudem waren zahlreiche DPs auf den Geländen ehemaliger Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlager sowie vereinzelt - aus heutiger Sicht kaum vorstellbar - auf den Territorien ehemaliger Konzentrationslager untergebracht. Das größte jüdische DP-Lager befand sich bis 1950 auf dem Gelände des Konzentrationslagers Bergen-Belsen. Hier lebten im Januar 1946 allein 9 000 der etwa 12 000 jüdischen DPs der britischen Besatzungszone.

Die Situation verschärfte sich nochmalig ab dem Herbst 1946. Nach Pogromen in Polen, denen sich die aus dem Innern der Sowjetunion zurückkehrenden polnischen Juden ausgesetzt sahen, flüchteten Zehntausende mit dem Ziel Palästina gen Westen. Da ihnen der Weg in das unter britischem Mandat stehende Gebiet verwehrt blieb und Italien unter dem Druck Großbritanniens die Aufnahme der Flüchtlinge verweigerte, strandeten sie in großer Zahl in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands. Im Verlaufe des Jahres 1946 erhöhte sich die Zahl der jüdischen DPs in der amerikanischen Zone so von 40 000 auf über 145 000. Neben grenznahen Auffangslagern mussten daher neue Lager gegründet werden. Aufgrund der angespannten Wohnraumsituation in der direkten Nachkriegszeit gestaltete sich die Suche nach geeigneten

Räumen schwierig. Es kam, wie etwa in der hessischen Kleinstadt Dieburg, zu Protesten seitens der einheimischen Bevölkerung. Die Bevorzugung der unter dem DP-Status stehenden Menschen hinsichtlich der Versorgung mit Lebensmitteln und ihre Unterbringung in privatem Wohnraum erregte den Unmut von Teilen der ortsansässigen Bevölkerung. Zudem verloren die über Jahre indoktrinierten Stereotype keineswegs schlagartig an Wirkung.

Mit der Gründung des Staates Israel 1949 entspannte sich die Situation der jüdischen DPs merklich. Stark reglementierte Einwanderungsbestimmungen anderer Länder zwangen bis dahin viele Ausreisewillige zum Verbleib auf deutschem Boden. Die meisten Lager wurden dann Ende der 1940er Jahre aufgelöst. Kranke und aus anderen Gründen nicht transportfähige Überlebende wurden in das DP-Lager Föhrenwald bei Wolfratshausen verbracht, das als letztes Lager im Februar 1957 geschlossen wurde.

Ogleich die DP-Lager in vielen Städten und Gemeinden zum Alltag der Nachkriegszeit gehörten und sie sicherlich einen merkwürdigen Teil der deutschen Nachkriegsgeschichte darstellen, sind sie allgemein in einem ‚Gedächtnisloch‘ verschwunden. In der Lokalgeschichtsschreibung finden sie, ähnlich wie unliebsame Ereignisse aus der Zeit des Nationalsozialismus, keine Erwähnung. Auch die wissenschaftliche Geschichtsschreibung beschäftigt sich erst seit wenigen Jahren mit dem Phänomen. Da sich anhand ‚traditioneller‘ Quellen wenig etwa über die Wahrnehmung der DP-Lager sowohl seitens der Lagerinsassen als auch seitens der einheimischen Bevölkerung herausfinden lässt, bleibt nicht mehr viel Zeit, die DP-Lager dem Vergessen zu entreißen.

Holger Köhn, BDP Babenhausen

Literatur:

- Hammermann, Gabriele:
Von den KZ zu den Internierungs-, Spezial- und Flüchtlingslagern. In: Kriegsende in Deutschland. Hamburg 2005, S. 134-149.
- Jacobmeyer, Wolfgang:
Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer: Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945-1951. Göttingen 1985.
- Königseder, Angelika/Wetzel, Juliane:
Displaced Persons. Zwischen Lagerexistenz und internationaler Politik. DP Camp Bergen-Belsen 1945-1950. In: Dachauer Hefte 19 (2003), S. 201-216.

„ALS WÄREN SIE NICHT GEWESEN“

Eine Lesung zum 65. Jahrestag der
Deportation der Juden aus Pommern.



Das öffentliche Interesse richtet sich am Jahresanfang auf den 60. Jahrestag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz am 27. Januar 1945. Anlass für einige Studenten aus Greifswald, zu diesem Ereignis eine szenische Lesung zur Shoah zu entwickeln. Wir haben uns also mit einer kleinen Gruppe von Interessierten auf die Suche gemacht – und zwar dort, wo man sich geschichtlich oft am wenigsten auskennt: vor der eigenen Haustür.

Vor unserer Haustür liegt die Hansestadt Greifswald in Vorpommern. Wir leben und studieren hier und haben uns in der Stadt umgesehen. Bis auf eine kleine versteckte Gedenktafel erinnert hier nichts an jüdisches Leben. Dass hier einmal Juden gelebt haben, ist den meisten Greifswaldern gar nicht bekannt. Weitgehend unbekannt ist auch, dass man die Greifswalder Juden am 12. Februar 1940, gemeinsam mit den Juden aus Pommern, als erste aus dem Deutschen Reich verschleppt hat. 1200 Menschen wurden im damals zum Deutschen Reich zählenden Stettin zusammengezogen und von dort aus mit dem Zug in den Distrikt Lublin im so genannten Generalgouvernement deportiert. Die Spur der meisten verliert sich mit jenem Transport. Sie wurden auf die Ortschaften Bezec, Piaski, Bychawa und Glusk in der Umgebung Lublins verteilt, wo sie, ihrer Habe durch die Nazis beraubt, bei Mitgliedern der jüdischen Gemeinden unterkamen. Dort lebten sie zirka zwei Jahre lang, unter immer schlechter werdenden

Bedingungen, bis zu ihrer Ermordung in den Vernichtungslagern Treblinka, Sobibor oder Bezec 1942. Aus dieser Zeit im polnischen Ghetto sind eine Reihe von Briefen erhalten geblieben, die Deportierte an Verwandte und Freunde in der Heimat schrieben. Es entstand damals im Reich ein Netzwerk aus noch bestehenden jüdischen Organisationen und einigen engagierten Christen, das die Deportierten mit Päckchen und Briefen unterstützte. Eine dieser schreibenden Freundinnen war Margarete Lachmund, die damals in Greifswald lebte. Sie hat diese Briefe gesammelt; ein Teil davon ist nach ihrem Tod in den Besitz des Greifswalder Stadtarchivs übergegangen. Frau Lachmund unterhielt damals einen Briefwechsel mit der Anklamerin Anna Grünberg, die mit ihrem Mann und ihrem 16-jährigen Sohn nach Piaski deportiert wurde. Ebenso wie diese Briefe sind auch die Briefe der Jüdin Martha Bauchwitz an ihre in Stettin lebende Tochter erhalten geblieben, in denen sie vom Leben in Piaski berichtete. Durch diese Briefe bekommen die Frauen Gesichter. Sie treten aus der anonymen Masse hervor, und wir erleben mit ihnen die Fremdheit der neuen Umgebung, die Sehnsucht nach der Heimat, die Enge sowie die Not vor Ort. So schrieb Frau Bauchwitz im Juli 1940:

„Die Hefte sind reizend. Ich gebe sie den Kranken, derer wir reichlich haben. Leider ist wegen der großen Typhus- und Ruhrgefahr jeder Besuch im Spital verboten. Auch Maul- und Klauenseuche ist da.“



Aber auch aufkeimende Hoffnung auf Veränderung. Frau Grünberg schrieb z.B. im März 1940 an ihre Tochter: *„Ne, liebes Lotting, so schwarz wie Du denkst, ist unser Leben hier aber nicht, trotzdem wollen wir gerne hier fort. Das Neuste vom Tage ist, es besteht jetzt die Möglichkeit zur – Auswanderung! Und zwar nach Amerika, es ist diese Sache aber erst im Entstehen doch eingetragen sind wir alle schon...“*

Die Hoffnung auf Auswanderung erfüllte sich nur für eine einzige Deportierte, die nach Schweden entkam. Frau Grünberg verlor hingegen einige Monate später ihren Mann und musste um das Leben ihres von der Zwangsarbeit geschwächten und kranken Sohnes fürchten. Von einem Verlust ganz anderer Art berichtet Frau Bauchwitz im März 1942: *„Wir werden voraussichtlich mit der neuen Kennkarte staatenlos werden, denn wir haben uns ja zwei Jahre aus der Heimat entfernt! Allmählich glaubt man es selbst, wenn es auch weh tut. Staatenlos erschien mir immer als etwas Furchtbares, was es ja auch ist, wenn man wie wir und viele andere so deutsch war.“*

Etwa einen Monat später, am Ostersonntag 1942, wurde Frau Bauchwitz mit ihrem Mann und den meisten anderen Ghettabewohnern in ein Vernichtungslager deportiert – vermutlich nach Bezec. Frau Grünberg blieb von dieser Deportation verschont, da sie selbst keine Jüdin war und nach dem Tod ihres Mannes ein Rückwanderungsgesuch für sich und ihren Sohn betrieb. Es gelang

ihr, eine Wohnnerlaubnis außerhalb des Ghettos zu erhalten. Das Rückwanderungsgesuch blieb jedoch ohne Erfolg. Im Oktober 1942 kehrte Frau Grünberg mit ihrem Sohn von einer Fahrt nach Lublin nicht zurück, wo sie diesbezüglich weitere Behörden aufsuchen wollte.

Frau Grünberg und Frau Bauchwitz sind zwei Stimmen aus Pommern. Zwei von sieben Stimmen in unserer Lesung, die im Wechsel erzählen, was ihnen wiederfahren ist. Menschen, die von der Abholung durch die Gestapo berichten, von der Fahrt nach Lublin bei minus 30°C, vom Leben im Ghetto und schließlich von der Vernichtung in Bezec. Im Vernichtungslager Bezec wurden schätzungsweise 600.000 Menschen ermordet und nur ein einziger überlebte: Rudolf Reder aus Lemberg. Sein Bericht über den Alltag im Lager Bezec stand am Ende der Lesung.

In diesen Tagen ist das Kriegsende 1945 und der Massenmord an der jüdischen Bevölkerung Europas ein Thema in den Medien. Dabei richten sich die Blicke vor allem nach Auschwitz und auf das neue Holocaust-Mahnmal in Berlin. Die Masse der Ermordeten ist groß und vor allem eines: anonym. Ebenso erscheint uns auch oft die Form des Gedenkens anonym und ohne Bezug zu unserem heutigen Leben. Unser Anliegen ist es, daran zu erinnern, dass ein Teil der anonymen Ermordeten einmal Lebende in Pommern gewesen sind.

Menschen wie wir, aus unserer Mitte. Sie sind ein wichtiger Teil unserer Geschichte und die ersten, die der Vernichtung entgegen gesteuert haben.

Frau Lachmund schrieb in den 60er-Jahren in Briefen an offizielle Stellen der Stadt Greifswald:

„Im Gedenken an jene so grausam Umgebrachten würde es mir als Unrecht erscheinen, wenn ihr Schicksal aus dem Bewusstsein der deutschen Menschen, in deren Mitte sie einstmals lebten, weiter verdrängt bleiben müsste. [...] damit ihr Schicksal nicht einfach spurlos ausgelöscht, vergessen wird, als wären sie nicht gewesen.“

Eine Antwort auf diese Briefe ist nicht erhalten.

Frauke Grieme, BDP Niedersachsen,
stellvertretend für das Shoah-Projekt Greifswald

„HYPERLINKS GEGEN RECHTS“



Das Projekt Hyperlinks gegen Rechts ist eine Kooperation zwischen der Bildungsstätte Alte Schule Anspach (basa), dem Gallus Zentrum in Frankfurt und dem BDP Landesverband Hessen. Seit inzwischen vier Jahren unterstützen wir Jugendliche und junge Erwachsene, die sich in der Auseinandersetzung mit Rassismus, Rechtsextremismus und Antisemitismus entweder bereits befinden oder sich in diesem Bereich engagieren wollen. Die Vernetzungen untereinander sollen ausgebaut und dafür die Möglichkeiten des Internets genutzt werden.

Dabei verfolgen wir insbesondere zwei Ziele:

■ Zum einen geht es um die Förderung eines kritisch reflektierten und nicht gewaltförmigen Umgangs mit dem Problemfeld Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus und seinen gesellschaftlichen Ursachen.

■ Zum anderen soll die Medienkompetenz der TeilnehmerInnen erweitert werden. Die Jugendlichen sollen dazu ermutigt und darin unterstützt werden, der im rechtsextremen Umfeld, häufig aber auch in der Mitte der Gesellschaft verbreiteten fremdenfeindlichen Diskursstruktur eine eigene, selbstbestimmte „Gegenöffentlichkeit“ entgegenzusetzen.

Zielgruppe des Projekts sind Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 16 und 27 Jahren aus dem gesamten Bundesgebiet, darunter mindestens die Hälfte aus dem BDP-Umfeld. Darüber hinaus konnte in den vergangenen Jahren auch eine Gruppe von europäischen Freiwilligen für die Teilnahme am Projekt gewonnen werden. Dadurch war es nicht nur möglich, einige Internet-Seiten in mehrere Sprachen zu übersetzen und sie auf diese Weise auch für internationale BesucherInnen unserer Website verstehbar

zu machen. Zugleich konnten deren Erfahrungen als „Fremde“ in Deutschland in die Diskussionen während der Begegnungstreffen einfließen. Schließlich ist es uns durch die Zusammenarbeit mit dem an der basa angesiedelten Werkstattprojekt, einem Qualifizierungs- und Beschäftigungsprojekt für arbeitslose Jugendliche, sowie dem integrativen Medienprojekt Web on Wheels, das ebenfalls der Bildungsstätte in Anspach angegliedert ist, gelungen, auch solche Zielgruppen in die Projektarbeit einzubinden, die von politischen Bildungsangeboten eher selten erreicht werden.

Auf den Arbeitstreffen des vergangenen Jahres ging es vorrangig um die Aktualisierung und multimediale Fortentwicklung der Website sowie die Bildung einer festen Redaktionsgruppe, die sich auch weiterhin für die Seite verantwortlich fühlen wird. Auf dem Seminar in Nürnberg (11. – 18. April) unternahmen wir außerdem eine Spurensuche zum ehemaligen Reichsparteitagsgelände der NSDAP in Nürnberg und begannen die Auseinandersetzung mit der sogenannten „Neuen Rechten“, deren Beiträge seit Herbst 2003 in zunehmendem Maße in unser Gästebuch eingeflossen sind. Dies hatte bei den Jugendlichen tiefgreifende Irritationen ausgelöst, da sie diese Beiträge nicht von vornherein, sondern erst auf den zweiten Blick als rechtsextremistisch identifizieren konnten.

Des Weiteren recherchierte die Gruppe zu nationalsozialistischen Symbolen und Codes sowie deren Bedeutungsgehalt. Diese Arbeit wurde auf dem Seminar in Neu-Anspach (19. – 22. August) fortgesetzt, ergänzt um ein Treffen mit dem Pfarrer der Frankfurter Katharinenkirche, Hans-Christoph Stoodt, der dort im Jahr 2001 die Anti-Nazi-Koordi-

nation ins Leben gerufen hat, um Demonstrationen von Neonazis in der Stadt zu verhindern. Im Rahmen einer Projektwoche in Neu-Anspach (29. November – 2. Dezember) begaben sich die jugendlichen TN eines berufsvorbereitenden Kurses auf eine Spurensuche zum Frankfurter Flughafen und fanden heraus, dass bei dem Bau der ersten Rollbahn jüdische Zwangsarbeiterinnen aus Ungarn eingesetzt worden waren, über deren Schicksal lange Zeit nur wenig bekannt war. Außerdem ging es um die Frage, was Rechtsextreme eigentlich gegen Ausländer haben – eine Frage, die aufgrund des hohen Migrationsanteils der Gruppe viele Jugendliche stark interessierte. Die Ergebnisse der Projektwoche wurden ebenfalls auf der Website dokumentiert.

Auf dem Präsentationstreffen in Frankfurt am Main (3. - 5. Dezember) wurden das neue Layout der Website sowie die Arbeitsergebnisse des gesamten Jahres der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt, wobei die Präsentation von den Jugendlichen selbst übernommen wurde. Die letztjährigen Projektergebnisse wie auch die der vergangenen Jahre nebst der dabei entstandenen Videos und TonBild-Schauen sind zugleich auf der neu erstellten CD-ROM dokumentiert, die bei uns erhältlich ist.

Auch im laufenden Jahr werden wir die Projektarbeit fortsetzen. Die Termine für die im Juli und im Oktober geplanten Treffen sowie weitere Informationen findet ihr auf der Website www.hyperlinks-gegen-rechts.de.

Reiner Hartel, Bildungsreferent, BDP Neu-Anspach



Ein Teilnehmer

Das Projekt „Hyperlinks gegen Rechts“ ist aus der Notwendigkeit heraus entstanden, gegen die dreisten Aktivitäten von Nationalisten, Rassisten, Faschos und Rechtsradikalen - im Internet wie im richtigen Leben - vorzugehen. Wir selbst kommen aus verschiedenen jugendkulturellen Szenen, haben unterschiedliche Auffassungen vom Leben und von der Welt und sind je nach Wohnort auch unterschiedlich intensiv von den Aktivitäten der Rechten betroffen. Seit vier Jahren treffen wir uns nun - mit immer wieder neuen und immer wieder alten Gesichtern. In dieser Zeit hat sich das Projekt erweitert und entwickelt, Ideen wurden verwirklicht, Texte geschrieben, Grafiken hergestellt, HTML-Dokumente getippt und dabei hatten wir eigentlich immer eine Menge Spaß.

Die Grundidee ist aber dieselbe geblieben: Wir wollen aufklären!!!

Aktuelle Schwerpunkte, neben den weiter bestehenden Themen wie Musik und jugendliche Subkulturen, sind die „Neuen Rechten“ in all ihren Facetten, die Auseinandersetzung mit nationalsozialistischen Symbolen und die Kooperation mit antirassistischen und antifaschistischen Initiativen vor Ort.

Es kann nicht angehen, dass sich die rechte Gesinnung in der Gesellschaft ausbreitet, ohne dass wir etwas dagegen tun. Und wir können viel tun!

Lasst euch nicht verarschen!!!

Patrick Bauer, BDP Neu-Anspach



FRANK LEHMANN

ehemaliger Bundesvorsitzender des BDP (82 bis 86) und Berliner Landesgeschäftsführer von 1986 bis 1989 ist tot.

Ein Nachruf

Im Januar 2005 starb Frank Lehmann in Berlin, noch kein Jahr nachdem er mit der bedrohlichen Diagnose „Krebs“ konfrontiert wurde.

Frank war BDP-Urgestein und bis zuletzt dem BDP durch seine Mitarbeit im Feuerwachen-Verein in Berlin verbunden. Ich lernte Frank 1982 kennen, als er in den Bundesvorstand gewählt wurde und ich gerade die Bundesgeschäftsführung des BDP übernommen hatte. So wie ich eher ein „Seiteneinsteiger“ war, so intensiv kannte Frank den BDP von Kindesbeinen an und ist auf allen Experimentier- und Wechselfaden des Vereins mitgegangen, die den Verband seit den Mitt-60ern prägten. Als Frank seine Aufgabe im Bundesvorstand übernahm begann die Zeit der „Konsolidierung“ des BDP auf Bundesebene und der Neuaufbau mehrerer Landesverbände – Hamburg und Schleswig-Holstein, die Unterstützung des „zarten Pflänzchens“ Nordrhein-Westfalen und die heftige Diskussion um den Bestand des Landesverbandes Bayern.

Als Kristallisationspunkte entwickelten sich in den einzelnen Landesverbänden die sichtbaren Projekte, an denen der Verband auch äußerlich erkennbar wurde und Frank unterstützte diesen Aufbauansatz nach Kräften und hatte entscheidenden Anteil bei der „Umschichtung“ der verbliebenen

Alt-Ressourcen hin zu den dynamischen Kernpunkten des heutigen BDP.

Feuerwache und Gästetage in Berlin, der Erhalt von Geretsried, der BDP-Anteil in der Dralle Fabrik in HH, das Scoutel in

☞ Dortmund und auch die

kritisch-solidarische Begleitung des Hulsberg in Bremen waren Schwerpunkte seiner Vorstandsarbeit.

Frank war (nicht zuletzt auch aufgrund seiner Ausbildung an der FU in Berlin zum Volkswirt) der Mann für die Zahlen, sprich: er war im Vorstand zuständig für Bilanzen. Das war ein hartes Stück Arbeit und kann auch in der Retrospektive nicht hoch genug gelobt werden, denn „ohne Moos“ war auch im BDP „nix los“ und die personelle Aufbauunterstützung verschiedener Landesverbände wäre ohne Franks Engagement nicht möglich gewesen. Er wusste in dieser Hinsicht immer, dass die Struktur „Bundesverband“ der konkreten Arbeit vor Ort zu dienen hatte und dass dafür aber auch ein solidarischer Ausgleich der unterschiedlichen Ebenen notwendig ist und hat diesen als Vorstand moderiert.



In seine Vorstandszeit fällt neben den „westdeutschen“ Konsolidierungs- und Aufbauarbeiten aber auch der erneute internationale Aufbruch des BDP. Die intensiven Kontakte zu Italien (ARCI), die auch besonders in Berlin ihren Widerhall fanden, das entwicklungspolitische Engagement verschiedener Projekte (Argentinien, Jamaika) und der Kontakt nach USA waren ihm ein echtes Anliegen. Das intensive Gespräch mit und die Kontakte zur FDJ – für einen waschechten Westberliner erstaunlich interessiert und gelassen – waren das I-Tüpfelchen in seiner „über den Tellerrand“ Perspektive, die den BDP zu einem unumstrittenen Mitglied des institutionalisierten Jugendverbandsspektrums machten – all dies war bei seinem Amtsantritt so sicher noch nicht. Aber am Ende seiner Amtszeit konnte der BDP auch verwaltungsgerichtlich gegen das Bundesministerium klagen und gewinnen, als es um die Finanzierungs-kürzungen beim Bundesinfo ging.

Frank schied aus dem Bundsvorstand aus, als er seine gesamte Arbeitskraft dem BDP Landesverband Berlin als Geschäftsführer zur Verfügung stellte, und als hauptamtlicher Mitarbeiter war eine Tätigkeit im Vorstand aus guten Gründen nicht mehr möglich. Sein Engagement für den Gesamtverband ließ aber dadurch nicht nach und wirkte in den späten 80-ern noch lange in den Bundesverband hinein.

Viele der Fähig- und Fertigkeiten, die Frank sich beim haupt- und ehrenamtlichen Engagement im BDP erworben hatte, konnte er in seiner letzten Aufgabe – der langjährigen Geschäftsführung der Albert-Schweitzer-Stiftung in Berlin – mit großem Erfolg einsetzen. Ich weiß, dass er sich auch immer bewusst war, dass die „BDP-Schule“ ihm da sehr geholfen hat.

Franz Urhahn (Gockel), Darmstadt



THOMAS HÜLSNER

Kurz nachdem ich Thomas Hülsner kennen gelernt hatte hörte ich eine Legende über ihn. Zu ihrem Wahrheitsgehalt kann ich nichts sagen.

Die Geschichte hat drei Hauptpersonen: einen mir unbekanntem Zivildienstleistenden (am ersten Tag seines Dienstes), den wunderbaren Mathias (Autist und Teilnehmer an verschiedenen Dortmunder Aktivitäten, dem breiten BDP bekannt geworden durch seine Teilnahme am Bundescamp PACE, wo er die kontaktfreudigste Person auf dem ganzen Platz war und nach wenigen Tagen alle Teilnehmenden kannte und sich großer Beliebtheit erfreute) und Thomas Hülsner. Diese drei trafen sich zu einer Reise zum Dienstbeginn des Zivildienstleistenden. Der wusste, dass er einen Betreuer und einen zu Betreuenden auf der Reise in eine osteuropäische Hauptstadt begleiten sollte. Ich kann mich nicht erinnern ob weitere Personen dabei gewesen sein sollen und wohin genau die Reise ging. Es war jedenfalls eine der ersten Aufgaben des Zivildienstleistenden und die Personen mit denen er reiste waren ihm komplett unbekannt. Auf dem Flug verwickelte Mathias ihn in seine üblichen Frage-und-Antwort-Spielchen: Wie heißt du? Wie alt bist du? Bist du verheiratet? und so weiter, während Thomas sich in typischer halb-mürrischer Laune einfach raushielt. Am Ende des Fluges war der Zivildienstleistende fest davon überzeugt, dass Mathias der Betreuer und Thomas der zu Betreuende sei. Entsprechend verwirrt war er, als sich im Laufe der Reise das Gegenteil herausstellte.

Ob die Geschichte stimmt, weiß ich wie bereits erwähnt nicht. So wie sie hier steht mit Sicherheit nicht. Doch sie zeigt den wunderbaren Ruhrpott-Humor von Thomas Hülsner.

Bei seiner vielfältigen Arbeit auf der BDP Bundesebene konnte man immer auf ihn zählen. Er organisierte mit Leidenschaft und Konzept die bundesweiten Sommercamps und war Garant dafür, dass sie ihren „Spirit“ bekamen. Er war lange Jahre Rechnungsprüfer auf Bundesebene (so lange, dass sich niemand genau zurückerinnern kann, seit wann genau) und verfolgte diese Aufgabe mit aller nötigen Akribie. Auch hier verzweifelten die Verantwortlichen für die Buchführung an seinem Humor als er einst anmerkte, ob der für den Moderationskoffer angeschaffte Wecker für den Büroschlaf notwendig sei.

Er organisierte Reisen und internationale Begegnungen unter anderem nach Norwegen, in die Niederlande, nach Russland und in die USA und war dabei immer darauf bedacht, sie auch für Menschen im Rollstuhl zu ermöglichen - genauso wie ihm selbstverständlich war, für alle den Weg zu ebnen, die Lust darauf hatten an den Zeltlagern des BDP teilzunehmen - Elektrorollstuhl hin oder her.

Jahrelang betreute er den Verlag „Jugend und Politik“ des Verbandes und legte seine Begeisterung in die Entwicklung und den Vertrieb der verschiedensten BDP-Devotionalien - manche vermuten, die Begabung dazu hatte er durch seine katholische Grundeinstellung.

Aus dem BDP in Dortmund war er nicht wegzudenken: Dort war er, wie so oft, Mastermind und treibende Kraft, die Unmögliche ermöglichte und auch gegen die langsam mahelnden Mühlen der Behörden mit Ausdauer und Power ankämpfte. Er war Mitbegründer des Projektbereichs Behindertenarbeit e.V. und dort seit 1984 engagiert.

Im Jugendring in Dortmund war er 20 Jahre lang Vertreter des BDP und seit 2000 als Kassierer der „Finanzminister“ des Dachverbandes.

Als Vertreter des Deutschen Bundesjugendrings war er Prüfer bei der Freiwilligen Kontrolle der Filmwirtschaft (FSK).

Beim Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismuserbeit IDA war Thomas der Vertreter des BDP und Revisor von November 2002 bis Februar 2005.

Thomas Hülsner starb am 18. Februar 2005 nach schwerer Krankheit in Dortmund. Wir sind darüber sehr traurig.



Roman eines Schicksallosen

Imre Kertesz

Mit großem Aufruhr ist der Film „Fateless“ von Lajos Koltai zur Berlinale gestartet und wurde von allen Seiten als „Holocaust-Kitsch“ verrissen. Zu brav komme die Geschichte eines jugendlichen KZ-Häftlings in der Filmmusik von Ennio Morricone rüber. Das Drehbuch wurde von Imre Kertesz, dem Verfasser der Romanvorlage und Träger des Literaturnobelpreises von 2002, selbst verfasst. Schade, dass dieses Filmprojekt nach einem wunderbaren Roman so scheitern konnte. Denn das zugrundeliegende Buch von Kertesz, der „Roman eines Schicksallosen“ zählt zur beeindruckendsten Literatur über den Holocaust, das ich gelesen habe. Der Roman, der auf den persönlichen Erinnerungen des Autors beruht, vermittelt so nah und so glaubhaft wie der 14-Jährige Protagonist, ein Jude aus Budapest, in die fürchterliche KZ-Maschinerie der Nazis gerät und immer wieder in Situationen kommt, die er niemals geahnt hätte oder eine Sekunde vorher auch nicht geglaubt hätte. Immer wieder bricht eine halb kindliche, halb jugendliche Haltung von Akzeptanz den unmöglichsten Schikanen gegenüber durch. Aber wie sehr fand ich mich darin wieder. Genauso hätte ich mit vierzehn in Ahnungslosigkeit noch nicht die Schrecken der Nazi-Bürokratie durchschauen, geschweige denn widerständig bekämpfen können. Und das macht das Buch so wertvoll für uns heutige LeserInnen. Es ist eben nicht selbstverständlich, eine gesellschaftliche Entwicklung von Anfang an in all ihren schrecklichen Konsequenzen zu kapierten. Ein „Wehret den Anfängen“ ist so richtig, wie es schwer umzusetzen ist. Denn woran erkenne ich die Anfänge? Was traue ich meinen Mitmenschen zu?

Ein lohnendes Buch - unbedingt lesen!

Kertész, Imre Roman eines Schicksallosen

rororo Neuausgabe, 288 S. Euro 8,90

„Und dann kommst du dahin an einem schönen Sommertag“

Loretta Walz

Loretta Walz ist die Regisseurin des Films „Wenn ich mal nicht mehr da bin, müsst ihr das machen“, der in Zusammenarbeit mit dem BDP und dem Hunsrücker Freundinnenkreis der Lagergemeinschaft Ravensbrück entstanden ist (siehe auch Seite 10). Dieses Interview mit Hildegard Schäfer ist eines von über 200 Interviews mit ehemaligen Ravensbrücker Häftlingen, die sie seit 1980 mit großem Einsatz und viel Energie aufgezeichnet hat. Zum 60. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Ravensbrück erschien nun gemeinsam mit einem 90-minütigen Dokumentarfilm „Die Frauen von Ravensbrück“ ihr Buch „Und dann kommst du dahin an einem schönen Sommertag“ im Kunstmann Verlag München.

Aus den 200 geführten Gesprächen hat sie einige sehr unterschiedliche ausgewählt, die sie in ihrem Buch in Auszügen dokumentiert. Bei Interviews mit den Ravensbrücker Frauen legte Loretta Walz immer großen Wert darauf, nicht nur von der Haftzeit in Ravensbrück zu erfahren sondern auch über das Leben davor und danach. So kann sie ein umfassendes Gesamtbild weitergeben, was die Verschleppung ins KZ für diese Frauen bedeutete. Aus den unterschiedlichsten Anlässen wurden sie inhaftiert, aus ihren Familien gerissen, verhört und gefoltert und schließlich in das KZ gebracht. Natürlich nimmt einen Großteil der Erzählungen die Zeit in der Gefangenschaft ein. Die Frauen berichten von den Strukturen des Konzentrationslagers, von den kleinen und doch wo es ging ausgenutzten Möglichkeiten zum Widerstand, von Solidarität, Verrat, Verlorensein unter unmenschlichen Bedingungen. Und dann hört Loretta Walz nicht auf zu fragen, bis die Frauen, die Glück hatten und die Qual überlebten, auch die Auswirkungen auf den Rest ihres Lebens schildern und uns klarmachen, dass jahrelange Haft und Entwürdigung nicht

spurlos an Familien, Beziehungen und Lebensentwürfen vorübergehen kann.

Besonders ist das Buch durch seine Vielschichtigkeit. Es wird nicht nur eine einzige Lebensgeschichte besprochen, die der Leser oder die Leserin (in natürlicher Abwehralterhaltung) im Kopf als Einzelschicksal zu verbuchen geneigt sein könnte, sondern durch viele verschiedene Beispiele ist ganz klar: die Anlässe waren oft nichtig, die Auswirkungen von Widerstandsaktionen unvorstellbar, das tägliche Überleben war hart und das tägliche Menschbleiben fast unmöglich. Und so wird die Brücke zum Heute geschlagen und man fragt sich: Wie hätte ich in dieser Situation reagiert? Hätte ich diesen Mut aufgebracht?

Die allergrößte Hochachtung fühlt man so vor diesen Frauen und ahnt, dass wir auch heute immer wieder vor (deutlich weniger dramatischen) Situationen stehen, die Mut und Zivilcourage dringend erfordern. Dieses Buch kann einem die Kraft dazu geben.

Jutta Nelißen, BDP Bundeszentrale

Und dann kommst du dahin an einem schönen Sommertag

Die Frauen von Ravensbrück

432 Seiten mit Abb., gebunden mit Schutzumschlag,

Euro 24,90 (D)

ISBN 3-88897-388-0

Adressen

■■■ Bund Deutscher PfadfinderInnen e.V. ■ Baumweg 10 ■ 60316 Frankfurt/Main ■ fon [069] 43 10 30 ■ fax [069] 4 05 95 95 ■ e-mail: bundesverband@bdp.org

■ Deutsch-Französisches Büro des BDP ■ Baumweg 10 ■ fon [069] 43 05 82 97 ■ fax [069] 4 05 95 95 ■ e-mail: dfbuero@bdp.org ■ Homepage: www.bdp.org

■■■ Landesverbände

■ Baden-Württemberg

Grafenberger Straße 25 ■ 72658 Bempflingen ■ fon [0 71 23] 93 28 38/39 ■ fax [0 71 23] 93 28 40 ■ e-mail: lv.baden-wuerttemberg@bdp.org

■ Bayern

An der Bundesstraße 11 Nr. 3 ■ 82538 Geretsried ■ fon [08 171] 31 424 ■ e-mail: lv.bayern@bdp.org

■ Berlin

Kaubstraße 9-10 ■ 10713 Berlin ■ fon [030] 8 61 14 18 ■ fax [030] 8 61 40 26 ■ e-mail: lv.berlin@bdp.org

■ Brandenburg

Kaubstraße 9-10 ■ 10713 Berlin ■ fon [030] 8 61 14 18 ■ fax [030] 8 61 40 26 ■ e-mail: lv.brandenburg@bdp.org

■ Bremen

Heinrichstraße 21 ■ 28203 Bremen ■ fon [0421] 32 38 07 ■ fax [0421] 32 38 09 ■ e-mail: lv.bremen@bdp.org

■ Hamburg

Alfred-Wegener-Weg 3 ■ 20459 Hamburg ■ fon [040] 8 81 20 11 ■ fax [040] 8 81 20 11 ■ e-mail: lv.hamburg@bdp.org

■ Hessen

Baumweg 10 ■ 60316 Frankfurt ■ fon [069] 43 10 76 ■ fax [069] 4 05 95 95 ■ e-mail: lv.hessen@bdp.org

■ Mecklenburg-Vorpommern

c/o Melli Dorow ■ Stralsunder Str. 46 ■ 17489 Greifswald ■ fon [03 834] 89 28 44 ■ e-mail: lv.mecklenburg-vorpommern@bdp.org

■ Niedersachsen

Albstedterstraße 29 ■ 27628 Albstedt ■ fon [0 47 46] 95 10 16 ■ fax [0 47 46] 72 57 66 ■ e-mail: lv.niedersachsen@bdp.org

■ Nordrhein-Westfalen

Goethestraße 66 ■ 44147 Dortmund ■ fax [02 31] 82 80 104 ■ e-mail: lv.nordrhein-westfalen@bdp.org

■ Rheinland-Pfalz

Alte Schule ■ 55444 Waldlaubersheim ■ fon [0 67 07] 96 00 36 ■ fax [0 67 07] 96 00 38 ■ e-mail: lv.rheinland-pfalz@bdp.org

■ Schleswig-Holstein

Bismarckstraße 9 ■ 24392 Süderbrarup ■ fon [0 46 41] 35 02 ■ fax [0 46 41] 35 02 ■ e-mail: lv.schleswig-holstein@bdp.org

■ Thüringen

Unterlauengasse 2 ■ 07743 Jena ■ fon [0 36 41] 66 60 58 ■ fax [0 36 41] 66 60 58 ■ e-mail: lv.thueringen@bdp.org

■■■ Bildungsstätten

Alte Feuerwache ■ Axel-Springer-Straße 40-41 ■ 10969 Berlin ■ fon [030] 25 39 92/20 ■ fax [030] 251 89 06

JBS Kaubstraße ■ Kaubstr. 9-10 ■ 10713 Berlin ■ fon [030] 8 73 42 14 ■ fax [030] 8 61 62 49

BDP-Gäste-Etage in der Fabrik Osloer Straße ■ OsloerStr. 12 ■ 13359 Berlin ■ fon [030] 493 10 70 ■ fax [030] 4 94 10 63

Jugendgästeetage ■ Baumweg 10 ■ 60316 Frankfurt ■ fon [069] 43 10 63 ■ fax [069] 405 95 95

JBS Bempflingen ■ Grafenbergerstr. 25 ■ 72658 Bempflingen ■ fon [0 71 23] 93 28 38/39 ■ fax [0 71 23] 93 28 40

Jugendhof Bessunger Forst ■ Aschaffenerstr. 183-187 ■ 64380 Roßdorf ■ fon [0 61 51] 14 51 71 ■ fax [0 61 51] 14 83 63

JBS Neu Anspach ■ Schulstraße 3 ■ 61267 Neu Anspach ■ fon [0 60 81] 4 17 72 ■ fax [0 60 81] 96 00 83

Vogtscher Hof ■ Beuernsche Straße 2 ■ 34587 Felsberg ■ fon [0 56 62] 93 00 80

JBS Geretsried ■ Bundesstr. 3 ■ 82538 Geretsried ■ fon [0 81 71] 3 14 24 ■ fax [0 81 71] 5 27 24

JBS Hütten ■ Ortsstraße 11 ■ 07381 Hütten ■ fon [0 36 47] 41 47 71 ■ fax [0 36 47] 41 89 36

JBS Rauenthal ■ Hauptstraße 6 ■ 65345 Rauenthal ■ fon [0 61 23] 7 44 12 ■ fax [0 61 23] 7 55 87

Scoutell ■ Goethestraße 66 ■ 44147 Dortmund ■ fon [0231] 82 73 05 ■ fax [0231] 82 80 104

Tagungshaus Rittergut e.V. ■ 99955 Lützensömmern ■ fon [036041] 4 19 14 ■ fax [036041] 4 20 66

■■■ Verlag

Verlag Jugend und Politik ■ Baumweg 10 ■ 60316 Frankfurt/M ■ fon und fax [069] 405 95 95 ■ e-mail: info@jugendundpolitik.de ■ www.jugendundpolitik.de

